

gewölbe erhebt, welches den quadratischen Raum bedeckt. Eine mit einem Netzgewölbe bedeckte rechteckige Nische in der Mauer gegen Osten mit einem zweitheiligen gothischen Maßwerksfensterchen dient zur Aufnahme des Altares. Ein Eingang von außen führt zum I. Obergeschoß, also zur Capelle empor, durch welche man hindurch gehen muß, um durch eine Wendeltreppe in der Ecke in die oberen Wohngeschoße des Thurmes zu gelangen. Die gemalten Weihekreuze zeigen, daß die Capelle vorschriftsmäßig kirchlich geweiht wurde, was wohl nur bei den wenigsten Hauscapellen wirklich geschehen sein dürfte.

Dann wollen wir noch die Hauscapelle an der Abtswohnung zu Maulbronn nennen, weil dort das Chörchen nicht gegen Osten, sondern gegen Norden gerichtet ist. Es konnte indeß immerhin der Altar drinnen an der Seite stehen und so seine Richtung nach Osten haben, wie es einmal für jeden Altar kirchliche Vorschrift ist, wenn solche auch seit dem Schluffe des Mittelalters nicht mehr allenthalben eingehalten wird.

Wir schliessen die Betrachtung der Hauscapellen, indem wir noch einmal auf die Tafel bei S. 73 hinweisen, in welcher das Chörchen von der Aula des *Collegium Jagellonicum* zu Krakau erscheint, dessen einfache Gestalt uns weitere Beschreibung erspart.

Wir haben in diesen vorangehenden vier Abtheilungen die Betrachtung der wichtigsten Anlagen erschöpft, die als selbständige Theile im Inneren des Hauses auftreten. Es wäre nun zwar noch manche, vielleicht unscheinbare Anlage zu betrachten, wie Keller, über welche sich eine ganz interessante Studie schreiben ließe, die Aborte, denen schon im St. Galler Plane eine sehr große Sorgfalt zugewendet ist, wo sie als *Necessaria* bezeichnet sind. Wir müssen, so sehr wir das Wort *Necessaria* in Ehren halten, doch Angesichts des knappen Raumes darauf verzichten.

7. Kapitel.

Die äußeren Theile der Gebäude.

126.
Allgemeines.

Nachdem wir uns darauf beschränken mußten, nur einzelne Gebäudegattungen mit Uebergang so vieler anderer zu betrachten, und nicht einmal Raum hatten, den städtischen Wohnhausbau nach seiner gefamnten localen Verschiedenheit den Lesern vorzuführen und die große Mannigfaltigkeit, die sich in den localen Gruppen ausgebildet hat, nur durch Vorführung der wichtigsten Typen andeuten konnten, so läge allerdings der Gedanke nahe, bei Betrachtung der Elemente, aus welchen sich das Äußere der Gebäude zusammensetzt, jene der Gruppierung einzelner Theile und einzelner halb selbständiger Gebäude zu einem Ganzen an die Spitze zu stellen. Indessen würde dies nichts Anderes bedeuten, als eben doch aus den verschiedenartigen Zwecken, denen die Gebäude dienen, und den verschiedenen Lebensgewohnheiten der Insassen die verschiedene Form der Anlagen herzuleiten, was ja doch in den vorausgehenden Kapiteln der Hauptfache nach geschehen ist. Es ist jedem aufmerkfamen Leser dieser Kapitel, wie des vorhergehenden Heftes bei Betrachtung der Illustrationen klar geworden, daß man nirgends nach äußerlichen, etwa nach rein künstlerischen Gesichtspunkten die Hauptanordnung der Gebäude bestimmt hat,

fondern dafs die Gruppierung ftets aus der Sache felbft, d. h. in jedem einzelnen Falle aus den befonderen in Betracht kommenden Fragen fich ergeben hat. Daher denn auch die grofse Mannigfaltigkeit der Erfcheinung. Jedes Gebäude ift ein felbftändiges Individuum, nicht ein nach einer Schablone gefchaffenes Werk, und wenn mehrere Gebäude, wenn ganze Reihen folcher eine völlige Gemeinfamkeit der Erfcheinung an fich tragen, fo lag dies nur darin, dafs die ganze Reihe der Individuen unter ganz gleichen Bedingungen entftanden war und ganz den gleichen Zwecken diente.

Nun entftand allerdings aus folcher Gleichmäfsigkeit der Aufgabe und Gleichmäfsigkeit der Erfcheinung eine gewiffe Tradition, welche es mit fich brachte, dafs man gewiffe Formen einfach als felbftverftändlich feft hielt, ohne daran zu denken, ob fie etwa auch anders fein könnten. Auch darauf haben wir oben mittelbar und unmittelbar hingewiefen. Aus der Macht der Tradition leitet fich ja der Lehrfatz ab, dafs und unter welchen Umftänden aus fpäteren Gebäuden Rückfchlüffe auf folche ältere Werke gezogen werden dürfen und müffen, welche nicht mehr erhalten, oder auf die urfprüngliche Gefalt folcher, die verftümmelt auf uns gekommen find. Eben fo beruht auf Gemeinfamkeit der Tradition die Gemeinfamkeit der Werke jeder Localfchule, auf deren Verfchiedenheit aber die Abweichung der einzelnen Schulen und ihrer Formenkreife von einander. Inbefondere find die Localfchulen die Träger jener Erfcheinung geworden, dafs beftimmte Elemente nach langer naturgemäfsen Verwendung fich fo feft einbürgerten, dafs fie in den Augen der Baumeifter, wie der Bauherren und des gefammten Volkes ganz felbftverftändlich waren und in Folge der Macht der Gewohnheit noch allenthalben angewandt wurden, nachdem ihre eigentliche ernftliche Bedeutung längft gefchwunden war. Wir brauchen, um nur ein Beifpiel aus vielen zu nennen, nur an die Zinnen zu erinnern, welche als Decoration noch lange vorkamen, nachdem fie ihre kriegerifche Bedeutung verloren hatten und welche von den Localfchulen fo verfchiedenartig decorativ ausgeftattet wurden.

Wir würden uns jedoch ein ganz falſches Bild der geiftigen Thätigkeit unferer mittelalterlichen Baumeifter machen, wenn wir nicht aus ihren Werken erkennen wollten, dafs alle jene Regeln, die wir heute für die künftlerifche Thätigkeit des Architekten aufstellen können, auch ihnen vorgefchwebt haben. Wenn wir auch keine fchriftliche Faffung folcher Theorien kennen, erfehen wir doch aus den Bauwerken, dafs fie den Meiftern unbedingt bekannt waren. Inbefondere zwei Theorien treten uns beim mittelalterlichen Profanbau eben fo deutlich entgegen, wie beim Kirchenbau, und wir müffen defhalb auch an diefer Stelle davon reden. So weit gehend der Einfluß der durch das Programm geftellten Aufgabe auf die Gruppierung, wie auf die Gefaltung der Einzelheiten war, fo konnte er doch auf die Ausbildung bis in das Feinfte nicht wirken, und der Sinn für gute gegenfeitige Mafsverhältniffe der einzelnen Theile mußte bis in den Zoll und die Linie hinein feiner beftimmend wirken, als die äußere Aufgabe des Gebäudes. Nur aus der Theorie in Verbindung mit der aus der Erfahrung gewonnenen Feinheit des Gefühles liefs fich das Verhältnifs der einzelnen Theile zu einander beftimmen. Dafür hatte man nun theoretifche Regeln. Man hatte geometrifche Beftimmungen aufgefellt, nach dem Grundfätze, dafs, wie bei der Muſik durch das beftimmte Zahlenverhältnifs der Töne die Accorde entftehen, welche eine künftlerifche Einheit und harmonifchen Zufammenklang der Töne fichern, auch beftimmte geometrifche Verhältniffe der Architektur jene harmonifche Erfcheinung geben müffen, die man anftrebte, fo dafs man diefe geometrifche Grundlage zu einem vollftändigen Systeme ausbildete, von welchem Einzelheiten aller-

127.
Tradition.

128.
Richtiges
Mafs-
verhältnifs.

dings noch im XV. Jahrhundert gedruckt wurden, so dafs die theoretische Literatur bis zu den Anfängen der Buchdruckerkunst hinaufgeht.

129.
Symmetrie;
Gleichgewicht
der
Maffen und
Formen.

Neben dem ernstlich studirten und mit Bewußtsein angewandten Gesetze von den geometrischen Zahlenverhältnissen war auch das der ganzen Natur zu Grunde liegende Gesetz der Symmetrie von den mittelalterlichen Baumeistern als ein Grundgesetz architektonischen Schaffens anerkannt. Eben so kannten sie das Gesetz vom Gleichgewichte der Maffen und Formen, welches sie eben so, wie wir jenem der reinen Symmetrie, an die Seite setzten. Nie aber ließen sie die Herrschaft eines dieser rein künstlerischen Gesetze so weit gehen, dafs sie dem Bedürfnisse, welches den Bau veranlafste, um ihretwillen Gewalt anthaten. Wo das Bedürfnifs es erforderte, gab man ohne Weiteres die Symmetrie preis, eben so das Gleichgewicht der Maffen, das harmonische Zahlenverhältnifs in der Gröfse der einzelnen Theile. Dies gab gerade den Gebäuden ihren Charakter. Wo aber nicht ein solches Bedürfnifs bestimmend einwirkte, liefs man diesen Gesetzen eben so ihr Recht, wie es die Natur ihnen läßt. Wie symmetrisch sind die Façaden, welche oben in Fig. 20, 21, 26, 28, 34 u. 37 gegeben sind. Wie regelmäfsig ist die Axentheilung und die gefammte Durchbildung bei Fig. 43, 44, 57 u. 62, weil zu anderer Anordnung und Theilung kein Grund vorlag. Wo aber bei einer der hier dargestellten oder der grofsen Zahl aller übrigen nicht dargestellten Bauten eine Abweichung von regelmäfsiger Axentheilung und gleichartiger Durchbildung sich findet, ist stets irgend welcher ganz bestimmter Grund vorhanden, den zu suchen und zu finden immer interessant, mitunter sehr leicht ist. Mitunter allerdings liegen heute die Gründe nicht mehr zu Tage. Wenn man z. B. ein Fenster aus der normalen Stellung verschob, um zwischen damals bestehenden Gebäuden hindurch auf einen bestimmten Punkt sehen zu können und diese Gebäude heute nicht mehr da sind, so erscheint es uns wie Willkür oder Unachtsamkeit, dafs das Fenster verschoben ist, oder wenn die Hausfrau, um irgend ein Möbelstück stellen zu können, vom Baumeister eine Abweichung von der normalen Anlage verlangte, so können wir über diesen Grund heute auch keine Gewifsheit mehr finden. Häufig genug auch war es allerdings nur eben Unaufmerksamkeit des Meisters und Ungeschicklichkeit des Gefellen, welche Veranlassung zu Abweichungen gaben, und mancher Fehler ist so ohne Noth entstanden, über welchen wir uns den Kopf mehr zerbrechen, als es der gethan, welcher ihn verschuldet.

130.
Beurtheilung
des Ganzen
aus der
Erscheinung
des
Einzelnen.

Aufser der Betrachtung der Gefammtanlagen und der geschichtlichen Entwicklung derselben haben wir auch eine Anzahl einzelner Theile in Bezug auf ihren geschichtlichen Entwicklungsgang und die formale Ausbildung, welche sie während desselben erhalten haben, zu betrachten. Es ergibt sich aus dem Studium der Entwicklung der einzelnen Theile mitunter viel sicherer ein Anhaltspunkt zur Bestimmung der Zeit, in welcher ein Gebäude entstanden ist, als aus der Gefammterscheinung, so dafs das, was wir an kunsthistorischem Lehrstoffe aus der Betrachtung der Bauten gewinnen können, wesentlich durch das Studium der einzelnen Theile ergänzt wird.

Die Zahl der Elemente, aus welchen sich der Bau in seiner äußeren Erscheinung zusammensetzt, ist keine geringe, und wenn wir jedem solchen Elemente ein besonderes Kapitel widmen wollten, so würde deren Zahl sehr grofs. Wir werden daher nur über solche sprechen, in denen sich aus der Art des Auftretens, wie aus den Formen ein Entwicklungsgang thatsächlich verfolgen läßt.

a) Die Erfcheinung des Mauerwerkes und deffen Schmuck.

Die äufere Erfcheinung der Mauer, ihre fichtbare Oberfläche und deren Behandlung ift das erfte Element, welches wir zu betrachten haben. Wir haben dabei von Anfang an, fo weit der Steinbau überhaupt in Betracht kommt, die Quaderverbindung der regelmäfsig gehauenen, theils vollftändig geglätteten, theils nur am Rande bechlagenen Steine zu beachten, dann die Verwendung des Bruchstein- und des Backstein-Mauerwerkes. Man kann fchon aus dem Mauerwerke Anhaltspunkte zur Beurtheilung der Zeit gewinnen, wann ein Bauwerk entftanden ift. Indeffen bedarf es hier doch grofser Vorficht; mehr als bei allem Anderen gilt es hier, der Localfchule Rechnung zu tragen. Wir haben fchönes Quaderwerk mit glatten Flächen oder glatten Rändern theils aus grofsen, theils aus kleinen Steinen zu jeder Zeit, an irgend welchen gewiffen Orten; aber nur in beftimmter Zeit ift es da und wieder dort gemacht worden. Da und dort ift eigenartiger Randbefchlag der Quader auf beftimmte Zeit bechränkt. Die Buckelquader erfcheinen faft allenthalben nur am Schluffe des XII. und der erften Hälfte des XIII. Jahrhunderts, in Nürnberg z. B. aber gerade im XIV. und XV. Jahrhundert. Inbefondere beim Profanbau zeigt fich, dafs die Meifter nicht ftets, wie meift beim Kirchenbau, fchönes Quadermauerwerk ausführten, fondern, wo es nur immer anging, fich mit mehr oder weniger regelmäfsigem Bruchsteinmauerwerk begnügten, in welches dann die einzelnen Bautheile, regelmäfsig vom Steinmetzen bearbeitet, in gutem Verbande eingefetzt wurden, während wir es als Regel anfehen dürfen, die von der älteften Zeit her durch das ganze Mittelalter feft gehalten wurde, dafs das ganze Bruchsteinmauerwerk mit einem möglichft dünnen, möglichft glatten, faft bis zur Politur geglätteten Putze überzogen war, welcher offenbar gleich beim Aufmauern aufgetragen und blofs mit der Kelle feft gerieben und geglättet wurde. Das blofse Ausfugen fowohl, als der Spritzwurf, durch welche man heute einen alterthümlichen Eindruck zu erreichen ftrebt, find nicht alt. Nur an Eines erinnern wir uns, dafs man nämlich mit dem Mörtel nicht den gefamten Stein verdeckte, fondern an einzelnen Stellen diefen aus dem Putze herausfehen liefs, dann aber regelmäfsige Quaderfugen in den Putz einrief und fo dem Bruchsteinmauerwerk ein regelmäfsigeres, beinahe an Quaderwerk erinnerndes Ausfehen gab. Im Allgemeinen überwiegt aber der mit der Kelle faft bis zur Politur glatt geriebene, aber felten recht ebene Putz.

Putzflächen fowohl, wie Quaderflächen erhielten häufig eine Färbung. Auf Miniaturen finden wir ganze Gebäude azurblau und zinnoberroth bemalt. Solche mögen auch vorgekommen fein, wahrfeheinlich aber beftreut mit kleinen goldenen Ornament-Motiven; denn wenn wir inbefondere in der fpäteren franzöfifchen Gothik glatte Quaderflächen mit kleinen plastifchen Lilien befäet, wenn wir das Stachelfchwein *Ludwigs XII.* und ähnliche Motive, teppichartig plastifch über die Fläche ausgeftreut, finden, fo liegt der Gedanke nahe, dafs diefe Wappenbilder und die durch fie gefchmückten Flächen auch in den Wappenfarben bemalt waren und dafs, wie man heraldifch gemusterte Gewebe zu Gewändern verarbeitete, fo auch die Häuserfronten heraldifch bemalt wurden und dann das glänzende Blau oder Roth die Erfcheinung beherrfchte. Häufig aber finden wir eine dem rothen Sandstein ähnliche Farbe mit aufgemalten weiffen Fugen als Bemalung des Putzes angewandt und finden folche felbft auf Quaderwerk aufgetragen, wobei die aufgemalten Fugen

137.
Confftruction
und
Schmuck
der
Mauerflächen.

durchaus keine Rücksicht auf die wirklichen Fugen nehmen. Auch die verschiedenartigsten Motive für filifirte Quadrirung gemalter Putzflächen bildeten sich aus. Förmliche Bilder sind am Aeußeren der Gebäude während des ganzen Mittelalters nichts Seltenes; theilweise waren sie von großen Dimensionen. Der riesige Goliath an einem Hause zu Regensburg hatte jedenfalls schon seinen mittelalterlichen Vorgänger. Die Bemalung ganzer Façaden mit architektonischen Motiven, zwischen denen Einzelfiguren und ganze Bilder erscheinen, geht jedenfalls auch schon in das Mittelalter hinauf. Wenn wir auch nicht anzunehmen haben, daß die vielen gothischen Architektur-Motive in der Bemalung des Rathhauses zu Ulm, so wie sie heute noch sichtbar sind, noch aus dem Mittelalter selbst herrühren, so ist doch nicht zu zweifeln, daß sie nur Erneuerungen wirklich mittelalterlicher Malerei sind. In Eggenburg (Niederösterreich) war vor wenigen Jahrzehnten, und ist es hoffentlich heute noch, die Decoration eines mittelalterlichen Hauses erhalten, welche reiche gothische Architektur-Motive in Sgraffito ausgeführt zeigt, die alle Flächen bedecken. Von Einzelbildern, welche auf den Flächen des Hauses aufgemalt sind, sind neben den Heiligendarstellungen vor Allem die Wappen zu nennen, welche vereinzelt an bestimmten Stellen, aber auch in größerer Zahl, regelmäsig gestellt, als Frieße und in sonstiger Anordnung vorkommen. Ein interessantes Beispiel ist der sog. Wappenthurm in Innsbruck, welcher zwar nicht mehr im Original erhalten ist, von dem aber zuverlässige Abbildungen im dortigen Ferdinandeum zu sehen sind. Der ganze Thurm war mit Wappen bemalt, welche in regelmäsigiger Feldereitheilung alle Flächen bedeckten.

Aber alle diese Malereien sind eigentlich doch nur Surrogate für bemalte Plafik. Wenn dies, wo Architekturen gemalt sind, selbst dort unzweifelhaft ist, wo die Architekturen so phantastisch und reich sind, daß man sie kaum plafisch ausgeführt denken kann, so ist es aber auch der Fall bei den Wappen, die häufig genug auch plafisch mit reicher Bemalung und Vergoldung geschmückt vorkommen und mit denen z. B. an der »Burg« zu Wiener-Neustadt eine ganze Giebelfront in plafischer Ausstattung von unten bis oben bedeckt ist, wie der Wappenthurm zu Innsbruck mit gemalten Wappen. Das Gleiche gilt von den Reliefs, so wie runden Figuren, welche in reicher Bemalung und Vergoldung die Hausfronten schmücken. Erfchöpfen läßt sich dieses Thema nicht. Der Reichthum des Mittelalters ist zu groß; da sind Scenen aus der Thierfabel oder einzelne Thierfiguren angebracht, dort bewegliche Figuren, welche irgend eine Handlung treiben, und alles Denkbare und Undenkbare ist als Schmuck der Hauswände herbeigezogen.

Im Allgemeinen ist ja der Fuß der Gebäude durch einen ausgeladenen Sockel bezeichnet. Auch im mittelalterlichen Profanbau der älteren Zeit findet sich ein solcher (vergl. Fig. 12, S. 31). Nicht allenthalben liefs er sich aber beim Bau der Burgen und Paläste durchführen, weil die Gebäude theilweise auf Felsen, theilweise auf hohen Stützmauern stehen, so daß der oft Stockwerke hohe Unterbau nicht eigentlich als Sockel bezeichnet werden kann. In den Städten liefs die geringe Strafsenbreite ausgeladene Sockel nur schwer zu, und so sehen wir dieselben vom XIII. Jahrhundert an mehr und mehr aus dem Profanbau verschwinden. Wo ein solcher noch angelegt wird, hat er eine beträchtliche Höhe, und die Anlage geschieht erfichtlich zum Zwecke der Verstärkung. Diesem Zwecke entsprach aber eine Böschung des Erdgeschoffes, welches ja ohnehin erst spät eine eigentliche Bedeutung erhielt, fast noch besser. Mitunter beschränkte man sich auch darauf, blofs einzelne

geböcchte Pfeiler, förmliche Strebepfeiler, zur Verstärkung des unteren Theiles, insbesondere der Ecken der Gebäude, anzulegen. Manche solcher Pfeiler mögen allerdings erst nachträglich angefügt worden sein, wenn die Festigkeit der Gebäude nachgelassen hatte; denn die oft wenig rationelle Art der Gebäudeerhaltung und die vielfachen Umgestaltungen, welche vorgenommen wurden, mußten, abgesehen von manchem Leichtsinne der Construction bei der ersten Herstellung, dahin führen, daß solche Schäden sich häufig ergaben, welche eine nachträgliche Sicherung recht nöthig machten.

Die Gesimse spielten im Mittelalter nicht jene Rolle, welche ihnen die Renaissance-Periode zutheilte. Sie waren zunächst meist sehr dünn, wie schon aus der Bezeichnung »Filet«, welche sie führten, hervorgeht. Sie zogen sich theils als Stockwerksandeutung um die Gebäude, theils unter den Fenstern, deren Sohlbänke bildend, hin. Auch das Hauptgesims ist nur ein solches gering ausgeladenes Filet, welches höchstens eine etwas beträchtliche Stirnplatte erhielt. Mitunter fehlte es auch vollständig, wenn etwa ein Zinnenkranz oder eine ähnliche, rein decorative Anlage die Bekrönung der Front bildet. Wo man einen weit vorspringenden Dachrand haben wollte, liefs man die Sparren oder die Schifter (Anfschieblinge) vorschiefsen, machte etwa Strebe-Constructionen darunter, um sehr weites Vorschiefsen zu ermöglichen. Eine stark vortretende Stein-Construction, wie etwa durch große Profile oder durch Consolen, gab man dem Hauptgesimse nur, wenn es sich darum handelte, daß dasselbe einen ausgeladenen Gang, eine Galerie oder sonst eine hervortretende Construction tragen sollte.

133-
Gesimse

Fig. 156.



Fig. 157.



Fig. 158.



Fig. 159.

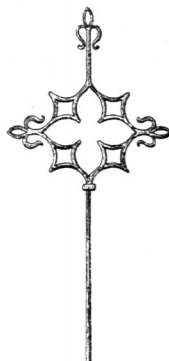


Fig. 160.



Fig. 161.



Fig. 162.



Eine Eigenthümlichkeit liegt in dem Sichtbarmachen des an manchen Orten gebräuchlichen Constructionsmotivs, an einzelnen der Stockwerksbalken kurze eiserne Schliesen oder Anker mit Oehren am Ende anzubringen, diese durch die Mauerdicke hindurchgreifen zu lassen und an der Front durch diese Oehre Schlüssel zu stecken. Letztere wurden reich ornamental entwickelt, und indem sie einen größeren Theil der Mauerfläche in Anspruch nehmen, dienen sie zum Festhalten der Anker und bewirken den Zusammenhalt der beiden einander gegenüber liegen-

134-
Anker.

den Mauern. In Art. 78 (S. 84) haben wir auf deren Verwendung in Cöln hingewiesen. Größeren Reichthum, als dort, finden wir in den Ankerchlüffeln beim Wohnhausbau der Niederlande entwickelt; von den Motiven, welche wir vor 40 Jahren dort gezeichnet haben und von denen wohl eines oder das andere inzwischen zu Grunde gegangen ist, geben wir einige in Fig. 156 bis 162.

135.
Verbindungs-
bogen.

Noch sei, wenn auch nicht gerade zur Gliederung der Mauer gehörend, weil wir keine andere Stelle finden, an welcher wir sie kurz erwähnen könnten, hier an die Thatfache erinnert, daß wir in Städten mitunter die gegenüber liegenden Häuserreihen durch Bogen verbunden finden, welche den Zweck haben, das Nachderfrassefallen der Hausfronten zu verhindern. Mitunter mag das starke Vorkragen der Stockwerke von Anfang an Veranlassung gegeben haben, solche Vorichtsmafsregeln anzuwenden; mitunter mag nachträglich die Façade sich vorgebogen haben. Vorzugsweise aber war es sicher die Furcht vor Erdbeben, welche jene Bogen veranlaßte, die wir gerade so in kleinen deutschen Städten finden, wie in Italien und im Orient. Mitunter dienten einzelne, in entsprechender Breite angelegt, auch dazu, eine Brücke über die Strafsse weg zur Verbindung der oberen Gefchoffe zweier gegenüber liegender Häuser herzustellen, obwohl man solche meist von Holz herzustellen vorzog, weil sie sich auch bequem wieder beseitigen liefs, wenn die Verbindung wieder aufgehoben werden sollte. Daß diese Bogen, welche in langen Reihen durch die Strafsen ziehen, mitunter in mehreren Reihen über einander, zur malerischen Erscheinung der Städte recht wesentlich beitragen, bedarf keiner besonderen Erwähnung, und in diesem Sinne muß man ihr Verschwinden aus den modernen oder modernisirten alten Städten lebhaft bedauern.

136.
Backstein-
bau.

Wir haben die vorangehenden Sätze dieses Kapitels ausschließlicly mit Rücksicht auf die Erscheinungen des Steinbaues behandelt; doch läßt sich fast Alles auch auf den Backsteinbau ausdehnen, was wir über die äußere Erscheinung und den Schmuck der Umfassungswände des Hauses gesagt haben. Nur tritt hier noch ein Element hinzu. Die Zeichnung der Lager- und Stofsugen des Quaderbaues beeinflusst die Wirkung des Aeußeren wenig. Die Verwendung verschiedenfarbiger Haufteine in regelmäfsigem Wechsel, welche in der Periode der Merovinger und Carolinger üblich war, verschwindet mit der Zeit, von denen wir überhaupt eine zusammenhängende Geschichte des Wohnbaues beginnen können, aus Deutschland vollständig und kommt nur noch in Italien vor. Beim Backsteinbau dagegen hat die Zeichnung, welche der Mauerverband der Oberfläche giebt, wesentlichen belebenden Einfluß auf die Erscheinung. Als nun mit dem XV. Jahrhundert die Verwendung glafirter Ziegel häufiger wurde, fanden sie auch im Profanbau Eingang, und die Häuser Lübecks, Lüneburgs und anderer Städte zeigen insbesondere häufig Schichten glafirter Ziegel zwischen die gewöhnlichen Ziegelschichten eingeschoben; wo sich größere Mauerflächen ergaben, was allerdings mehr beim Kriegsbau, als beim Wohnbau der Fall war, wurden diese durch förmliche Teppichmuster belebt. Das vorhergehende Heft zeigt manche Beispiele, und wir werden beim Kirchenbau, wo uns die gleiche Erscheinung begegnet, darauf zurückkommen.

137.
Holzbau.

Ganz charakteristisch ist auch die äußere Erscheinung der Wände beim Holzbau; auch sie ist ganz von der Construction bedingt. Wir haben daher dem oben Gefagten kaum etwas beizufügen. Doch können wir nicht unerwähnt lassen, daß durch die Säulen und Riegel regelmäfsige Felder gebildet wurden, die nicht lediglich nach geraden Linien gezeichnet wurden, sondern auch Kreise, Vierpässe etc.

darstellten, so dafs durch bunte Bemalung fowohl der Felder, als der geschnitzten Ornamente ein ungemein lebendiges Bild entstand.

Die äufere Erfcheinung der Mauern und Wände ist das wichtigste und nächst der Hauptgruppierung am meisten den Charakter des Bauwerkes bestimmende Element. Es spricht sich dies theilweise in der Bezeichnung aus, welche zunächst das Volk manchem Gebäude gegeben und die ihm sodann geblieben ist. Neben der Bezeichnung »hohes Haus«, »dicker Thurm« und anderen Bezeichnungen, die von der Hauptform genommen sind, finden wir das »weise«, das »rothe«, das »bunte Haus«, das »gemalte Haus« und ähnliche von der Erfcheinung des Mauerwerkes genommene Bezeichnungen von früher Zeit her. Daneben aber geht eine ganze Reihe anderer Elemente her, welche auf den Charakter bestimmend einwirken und die wir deshalb hier noch zu betrachten haben.

138.
Bezeichnung
der
Gebäude
nach der Farbe.

b) Die offenen Hallen.

(Lauben.)

Es war wiederholt von den Lauben in den Erdgeschossen der Gebäude die Rede, welche in Italien als Reste der antiken Cultur sich erhalten hatten und das gesammte Mittelalter überdauerten, welche im südlichen Frankreich, anschliessend an Italien, gleichfalls häufige Verwendung fanden und im Laufe der Zeit auch in Deutschland in einzelnen Städten Eingang gefunden. Wir haben oben auf die Tyroler Städte hingewiesen, wohin ja von Italien aus der Weg sehr nahe war. Wir haben die böhmischen Städte erwähnt; wir können selbst auf den Norden Deutschlands hinweisen, wo sie z. B. zu Münster in Westfalen in umfangreicher Weise zur Verwendung gekommen sind. Vereinzelt kommen sie ja insbesondere an öffentlichen Gebäuden gar nicht selten vor. Dafs sie übrigens irgend wo in Deutschland auf altheimische Tradition zurückgehen, scheint uns unwahrscheinlich. Ihr erstes Auftreten dürfte auf die germanischen Paläste zurückzuführen sein, welche, wie wir in Kap. 2 dargelegt haben, auf classischer Grundlage beruhen. Auf solchen offenen Hallen, wie sie schon im *Theodorichs*-Palaste zu Ravenna vorhanden waren, von denen wir in Art. 13 (S. 11) insbesondere die Haupthalle betont und in Fig. 1 (S. 11) abgebildet haben, in welchen die öffentliche Gerichtspflege ausgeübt wurde, die hauptfächlichsten Regierungshandlungen öffentlich vorgenommen wurden, in welchen Feste gefeiert wurden, die also mit den Basiliken der Römer in Verbindung standen — auf diesen grossen Hallen beruht der später so ausgebildete mittelalterliche Saalbau. Aehnliche Hallen, wenn auch unbedeutender, als die Haupthalle, zogen sich um andere Gebäude, welche den Hof des Palaftes umschlossen, und bildeten die Gänge, von denen aus die einzelnen Räume zugänglich waren. Wir haben darauf hingewiesen, dafs in den Klosterbauten ähnliche Gänge vorhanden waren, die jedenfalls ursprünglich auch Säulenhallen waren. Im Plane von St. Gallen bleibt es zweifelhaft, ob wir fensterartige Oeffnungen oder bis zum Boden offene Hallen um den inneren Hof der Clauur und die beiden Höfe der an der Ostseite der Kirche befindlichen Gebäudeanlage vor uns haben; wir möchten auf Gänge mit einer Brüstung unter den Fenstern schliessen, weil die offene Halle um das Paradies an der Westseite der Kirche anders gezeichnet ist. Jene mit offenen Hallen umgebenen Höfe finden sich noch später; ja gegen den Schlufs des Mittelalters treten sie uns in den Deutschordensburgen, so wie bei einer Anzahl von Wohnhäufnern und anderen Bauten, die Höfe umziehend, entgegen. In Fig. 147 u. 148 (S. 151) ist eine kleine

139.
Entstehung.

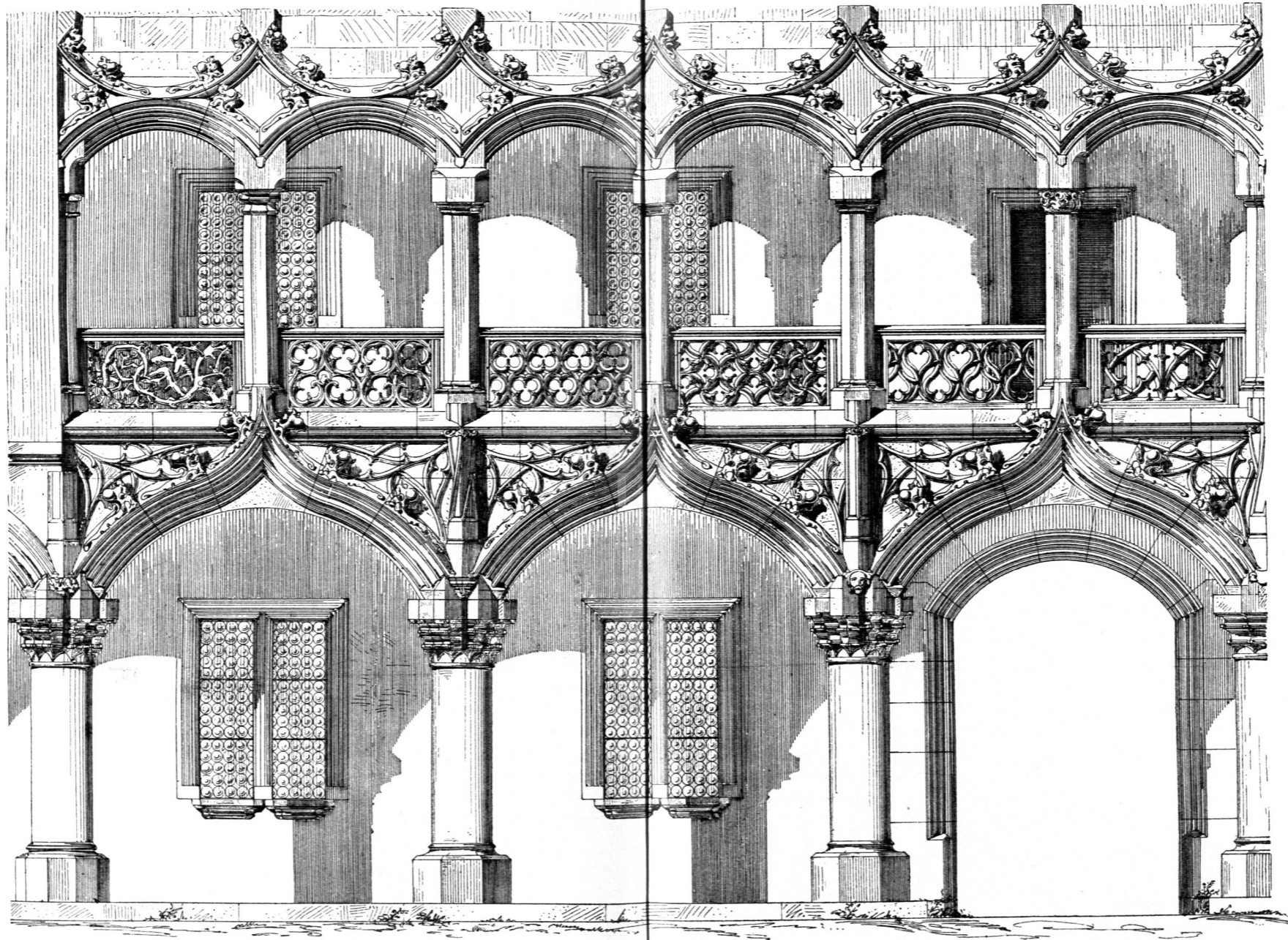
folche Anlage aus dem Krakauer Universitätsgebäude wiedergegeben. Dadurch, daß alle diese Anlagen im Inneren der Gebäude sich finden, haben sie einen anderen Charakter in der Benutzung; in der architektonischen Ausbildung ist kein Unterschied. Nur jene älteren, den Fürstenhöfen angehörigen Hallen können in so fern als Vorbilder der Lauben angesehen werden, als ja der Hof des Fürsten dem öffentlichen Besuche offen stand und sich, wer da wollte, im Schatten dieser Hallen ergehen, wie im Hofe sonnen durfte, und als ja der Palaß eine kleine Stadt mit Straßen; der Haupthof darin ein öffentlicher freier Platz dieser kleinen Stadt war.

140.
Zweck.

Sicher hat auch gerade die Gewohnheit, an den Fürstenhöfen solche offene Hallen zu haben, dahin geführt, sie auch in den Städten anzulegen. Gerade da boten sie ja nicht bloß Annehmlichkeit eines schattigen Aufenthaltes bei Sonnenhitze; sondern sie erweiterten auch die engen Straßen, ohne von den Häusern mehr wegzunehmen, als den Raum im Erdgeschoß. Zudem boten sie Verkaufsstellen dar, und wenn wir von »Tuchlauben«, »Brotlauben« und anderen hören, so können wir uns in den Hallen selbst die Verkaufsstände aufgeschlagen denken, so wie auch die Hausbesitzer die sonst in jedem besseren Hause vor dem XV. Jahrhundert nur bedingt benutzten Erdgeschoße zu Verkaufsgewölben nutzbar machen konnten, die mit dem Inneren des Hauses selbst außer jeder Verbindung standen. Wo daher Lauben angelegt waren, fehlten nur ausnahmsweise die nach der Straße offenen Gewölbe hinter denselben, sondern standen meist in Reihen, den Bogen der Lauben entsprechend, neben einander, da, wo ein Haus nicht von anderer Seite einen Eingang hatte, einen solchen zwischen sich übrig lassend, der natürlich von den Gewölben ganz getrennt war. Ihre eigentliche Bedeutung hatten diese Lauben, wenn sie nicht nur an einem einzelnen Gebäude vorhanden waren, obwohl sie auch da Wichtigkeit hatten, wenn etwa dieses einzelne Gebäude vor die Nachbarhäuser in die Straßenbreite hereinsprang, so daß die Straße an dieser Stelle verengt wurde und durch die Lauben erst wieder die entsprechende Breite für den Verkehr hergestellt war. Im Allgemeinen war die Breite solcher Lauben, wie ihre Höhe sehr verschieden. Unter jenen der Tyroler Städte finden sich welche, die sehr enge sind und meistens ungleich in der Breite, so daß die durchschnittliche Breite von 3 bis 4 m sich an einzelnen Stellen bis auf 1,5 m, selbst noch weniger verengt. Eben so erweitert sie sich allerdings an manchen Stellen über dies normale Maß hinaus, bis 5 und 6 m. Wir finden einzelne, deren Höhe nicht einmal 2,5 m beträgt, während andere 5 bis 6 m und noch mehr Höhe haben. Sie haben theils Balkendecken, theils Gewölbe der verschiedensten Art, je nach der Construction der Häuser.

141.
Architektonische
Ausbildung.

Von dieser hängt auch die Gestalt der Laubenfront ab. Fast ausnahmslos sind es Bogen, in älterer Zeit Rundbogen, vom XIII. Jahrhundert an Spitzbogen, die auf quadratischen, oblongen, theilweise abgefasten oder sonst gegliederten Pfeilern ruhen, durch welche sich die Lauben nach der Straße öffnen. Im XV. Jahrhundert kommen flache Bogen dazu, theils Stich-, theils Korbbogen. Statt der Pfeiler kommen auch Säulen, theils rund, theils achteckig, als Bogenträger vor, mitunter, namentlich in der älteren Zeit, schlank, monolith, etwa zu zweien hinter einander stehend, in späterer Zeit jedoch meist stark und niedrig, mehr Rundpfeiler als Säule, und dem gemäß auch aus Trommeln aufgeschichtet mit flachem Fusse und niedrigem Kapitell. Die Bogen haben mitunter reiche Gliederung, welche sich im Laufe des XV. Jahrhunderts nicht mehr auf das Kapitell aufsetzt, sondern in die Säulen oder Pfeiler einschneidet. Die Weite der Bogensprengung in den Fronten hängt wieder von ver-



Von einem Wohnhaus (Kornmesserhaus) zu Bruck an der Mur.

1/50 n. Gr.

schiedenen Umständen und Erwägungen ab. Bei gleicher Pfeilerhöhe bedurfte es um so größerer Höhe der Laubgänge, je weiter der Bogen gesprengt werden sollte; aber je enger die Pfeilerstellung war, um so mehr Licht nahm diese der Laube selbst und dem dahinter befindlichen Gewölbe weg. Da die einzelnen Häuser solcher mit Lauben versehener Gassen meist schmal waren, so ist es fast Regel, daß jedem Hause nur ein Bogen entspricht, selten, daß mehr als deren drei auf ein gewöhnliches Haus treffen, während allerdings größere deren eine unbestimmte Anzahl zeigen. Wo bei beschränkter Höhe weit gespannte Spitzbögen etwa ein einziger vor einem Hause mit 5 bis 7 m Frontbreite angelegt werden sollen, liefs man ihn unmittelbar auf dem Boden beginnen.

Auch in mehreren Geschossen über einander, ähnlich wie in den Höfen, finden sich die Lauben an einzelnen großen Häuserfronten. Die Fensterbildungen des XII. und XIII. Jahrhunderts sind als solche Lauben in höheren Stockwerken zu betrachten. Die Maßwerkkfensterreihen des XIV. und XV. Jahrhunderts setzen dieses Motiv fort. Das bekannteste Beispiel ist jedenfalls die Laube am Dogen-Palast zu Venedig mit der darüber befindlichen Galerie. Das Beispiel, welches wir auf neben stehender Tafel geben, einem Hause zu Bruck an der Mur entnommen, ist in verschiedener Beziehung sehr lehrreich, einmal weil es zu den doch selteneren Beispielen gehört, in welchen auch in Deutschland das I. Obergeschofs eine Laube hat, dann wegen der außergewöhnlich reichen Durchbildung.

Das Erdgeschofs hat mit der Constructionsdicke des Gewölbes eine Höhe von 4,5 m. Die Entfernung der Säulen beträgt von Mitte zu Mitte 3,7 m, die Höhe der Säulenstämme 1,6 m, der Säulen mit Fuß und Kapitell 2,75 m; die achteckigen Füße sind einfach, die Kapitele aber aus einer Reihe von Confolen gebildet, welche sich an den Kern anlehnen. Eine reiche Gliederung, deren äusseren Rand eine Wimperge bildet, schließt sich eiseltückenförmig dem flachen Bogen an. Ueber den Säulen stehen auf Confolen Fialen, welche sich mit dem Gesimse verschneiden, oberhalb des Gesimses aber jetzt fehlen, eben so wie die Kreuzblumen der Wimperge fehlen. Diese fehlenden Theile, die jedenfalls recht zart waren, wurden vor die obere Architektur gestellt, und mußten vielleicht weggenommen werden, weil sie nicht gut mit der oberen Architektur verbunden waren.

Im I. Obergeschofs entsprechen jedem unteren Bogen deren zwei obere. Die ganze Architektur ist somit wesentlich kleiner. Die oberen Wimperge durchschneiden sich, endigen oben jedoch nicht in einer Kreuzblume, sondern in einem confolenartigen Stein, auf welchem eine Thier- oder Menschenfigur stand. Diese Ergänzungen möge sich der verehrte Leser selbst auf die neben stehende Tafel skizziren, und er wird erstaunt sein, wie glänzend das Werk ursprünglich ausgesehen haben muß. Sollte es der gegenwärtigen Arbeit vergönnt sein, eine zweite Auflage zu erleben, so werden wir nicht verfehlen, der Tafel, die den jetzigen verstümmelten Zustand giebt, eine solche beizufügen, welche die gedachten Ergänzungen enthält.

Im Ganzen geben die vielen erhaltenen Beispiele nicht gerade zu sehr vielen Bemerkungen Anlaß, und wir können zu einem Thema übergehen, welches deren um so mehr zur Behandlung bietet.

c) Die Thüren und Thore an den Aussenseiten.

Wenn wir von diesen hier sprechen wollen, so muß vorher bemerkt werden, daß es sich nicht um äussere Thore mit Vertheidigungsmaßregeln und Vorwerken mit ihren sehr verschiedenartig angelegten Deckungs- und Schutzanlagen verschiedenster Art handelt; denselben ist im vorhergehenden Hefte ein eigenes Kapitel gewidmet (vergl. S. 205 bis 231 ebendaf.). Hier ist also nur von jenen die Rede, welche unmittelbar in ein Gebäude führen und keinerlei Vertheidigungsmaßregeln haben, mindestens keine umfassenderen; denn daß man da und dort ein Guckloch auch an einem friedlichen Hause in der Nähe der Thür anbrachte, durch welches man hindurchsehen konnte, wer vor der Thür stehe, bevor man sie öffnete,

142
Doppelte
Lauben.

143.
Geringe
Größe
und Höhe;
Lage.

und von wo aus man den Ankömmling etwa auch durch einen Schufs zurückweifen konnte, das kam ja im Mittelalter auch auferhalb der kriegerifchen Mafsregeln vor.

Die Eingangsthüren der Gebäude waren nun Anfangs meift verhältnißmäfsig eng. Wir erinnern an jene älteften Thurmbauten, welche zugleich die Kernnate des Burgherrn bildeten und bei denen die Thüren hoch oben lagen, fo dafs man nur mit Hilfe, die von innen geleiftet wurde, überhaupt empor gelangen konnte. Man vergl. Fig. 87, 88, 94, 96, 121 u. a. des vorhergehenden Heftes, auch Fig. 131, 134, 156 u. f. w.

In den Kreuzzügen, wo grofse Befatzungen in den Thürmen waren, zeigte fich die Zweckmäfsigkeit des freien Verkehres für die Vertheidiger; man legte die Thüren in das Erdgefchofs, und vom XIII. Jahrhundert an ahmte man auch im Abendlande dies allenthalben nach, die Thüren zu ebener Erde anzulegen, damit die Vertheidiger heraus konnten, wenn es auch größerer Kräfte bedurfte, um die Thüren zu vertheidigen,

falls der Thurm felbst einmal angegriffen wurde, welcher Fall ja doch nur höchst felten fich ereignen konnte. So finden wir die Anlage schon auf dem Trifels. An der Kleinheit der Thüren hielt man aber für gewöhnlich feft. Wir verweifen hier auf die Thür der Burg Landeck¹⁴⁰⁾, deren Innen- und Außenanftcht wir in Fig. 163 u. 164¹⁴¹⁾ geben.

Sie hat eine lichte Weite von 0,75 m und eine Scheitelhöhe von 1,53 m. Vor der Thür stehen zwei Confolen unter der Schwelle aus der Wand hervor, um einen Bretterboden zu tragen, von welchem aus man fich zur Erde herablaffen kann.

Ganz ähnlich ift die Anordnung der Thür des schon mehrere hundert Jahre älteren gefcheibten Thurmes zu Bozen (vergl. die Tafel bei S. 34).

Wo man nun aber auf Burgen, in Klöftern oder an den Häufern in den Städten einen größeren Eingang nöthig hatte, ftellte man denselben eben fo groß her, als das Bedürfnifs es mit fich brachte. Wollte man das Thor decorativ ausftatten, fo waren es die Formen, welche man dem Kirchenbau entnahm. Wir haben mehrere folcher Beifpiele profaner Portale. Wir verweifen als auf ein dem XII. Jahrhundert angehöriges Beifpiel in Fig. 141 (S. 206) des vorhergehenden Heftes. Vom Portal der Burg Schlofseck war auf S. 68 jenes Heftes die Rede. Indeffen liebte man folch grofse Portale nach der Strafe doch nicht, und wenn wir forgfältig zusehen, find folche Portale auf Burgen und in Klöftern doch meift nicht

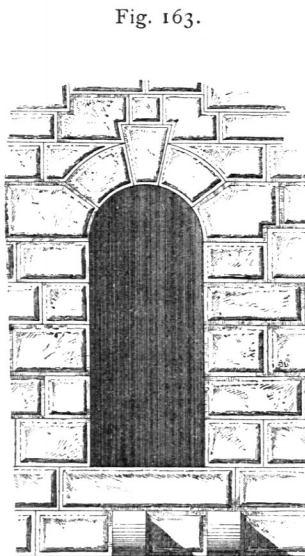


Fig. 163.

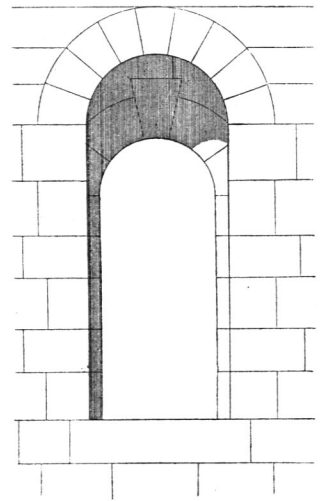


Fig. 164.

Thür der Burg Landeck.

 $\frac{1}{50}$ n. Gr.

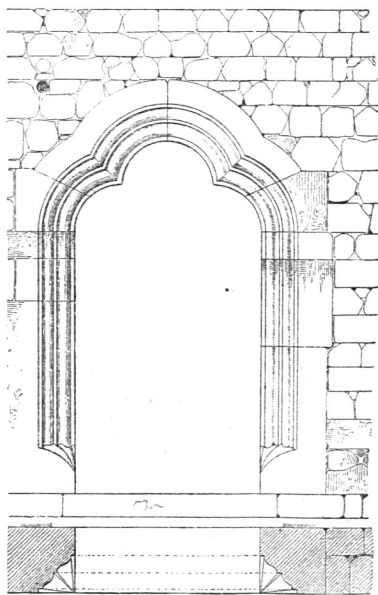
¹⁴⁰⁾ Siehe Fig. 96 (S. 156) im vorhergehenden Heft dieses »Handbuches«.

¹⁴¹⁾ Nach: NAEHER, J. Die Burgen der rheinifchen Pfalz. Strafsburg 1887.

äußere Eingangsthore, sondern innere Thüren, die von Raum zu Raum, etwa von einem inneren Hofe aus in ein Gebäude gehen. Der wirkliche Eingang, nicht bloß der erste Zugang sollte jedem von außen Kommenden schwer und unfreundlich erscheinen. Wir glauben deshalb auch kaum, daß das in Schloßseck gefundene Portal das Burgportal, vielmehr, daß es eine innere Zwischenthür, etwa vom Hofe in eine Capelle, war.

Daß die eigentliche Klosterpforte gleichfalls nicht zu eng war, wenn sie auch nicht an jene eben erwähnten Anlagen heranreicht, zeigt Fig. 12 (S. 31), auf welcher der Eingang zur Clauur in Maulbronn dargestellt ist; aber auch diese war ja nicht der erste Zugang, wie allerdings das Thor der fränkischen Salzburg. Die Thüren der Palasgebäude sind ebenfalls, offenbar um nicht zu vielen Leuten zu gleicher Zeit Einlaß zu gewähren, nicht besonders groß (vergl. Fig. 8 u. 9, S. 23 u. 25). Daß die Thür in Fig. 21 (S. 41) am *Overstolz*-fchen Haufe so groß gezeichnet ist, möge nicht als Beweis genommen werden, daß sie gerade so groß gewesen sein muß. Von größeren Portalanlagen des XIII. Jahrhunderts ist

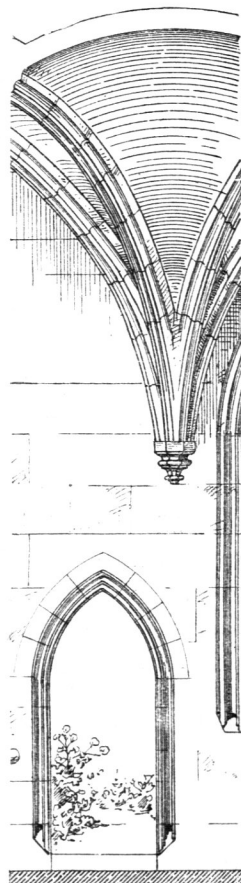
Fig. 165.



Thür am Palas zu Münzenberg.
1/50 n. Gr.

das Portal aus dem Kloster Heilsbronn, welches sich seit einigen Jahren im germanischen Museum zu Nürnberg befindet, noch hervorzuheben, da es auch kein Kirchenportal ist, sondern in das Refectorium führte, also profanem Gebrauche diente. Die Thore in Fig. 13 (S. 32) aus Cöln und Fig. 26 (S. 50) aus Aachen sollten zur Durchfahrt dienen und sind deshalb so breit angelegt. Von Gliederung ist bei denselben nicht weiter die Rede, als daß bei Fig. 13 (S. 32) jederseits eine Säule unter dem Bogen steht. Die beiden Thüren am Palas zu Münzenberg sind kleeblattförmig geschlossen und von einem ziemlich reichen Profil umfäumt, welches eben so, wie die Bogenform zeigt, daß es bereits dem XIII. Jahrhundert angehört. Wir geben in Fig. 165 die untere Thür wieder. Die beiden Karniese des Einfassungsprofils sind gleich den unteren Ausläufen sehr bezeichnend. Wenig jünger, aber wesentlich reicher ist die Eingangsthür zum Palas in Gelnhausen. Es hat den Anschein, als ob der umfassende Rundbogen älter sei und dem ursprünglichen Bau noch angehöre, dagegen die darunter gestellte Thür mit ihren drei schlanken Säulchen auf jeder Seite und dem reich geschmückten Kleeblattbogen dem Fortgang des XIII. Jahrhunderts angehört.

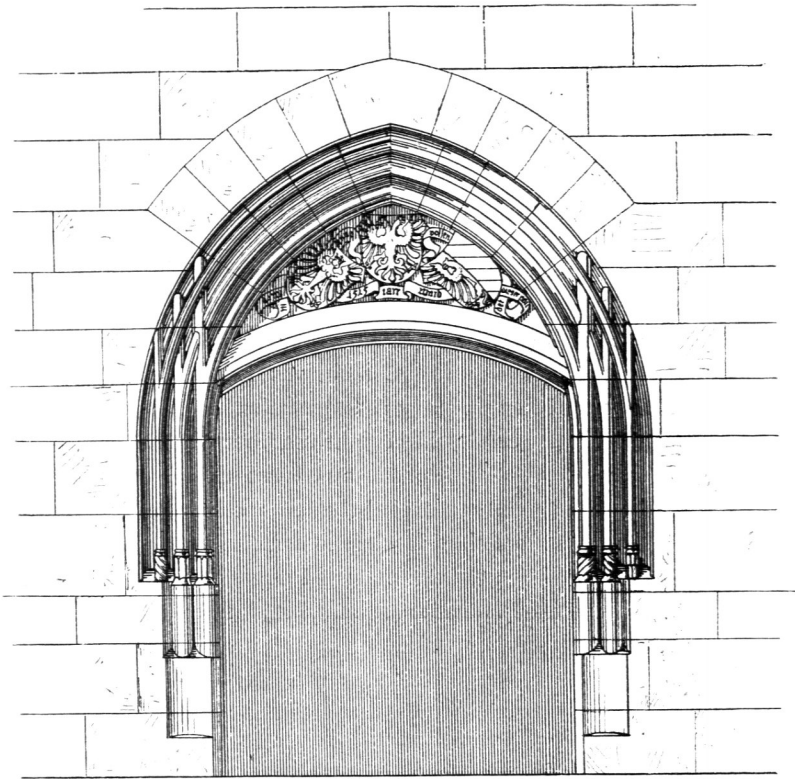
Fig. 166.



Thörchen im Franziskaner-
Klostergang zu Bozen.

1/50 n. Gr.

Fig. 167.



Bogenthür am Rathhaus zu Nürnberg.

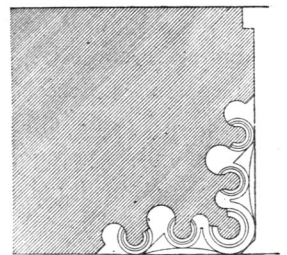
 $\frac{1}{50}$ n. Gr.

Mit dem XIII. Jahrhundert kam nun der Spitzbogen auf, welcher für größere Thoreingänge sich eignete, aber auch bei den kleinsten Anwendung fand. Spitzbogig ist z. B. das Thürchen im Franziskaner-Klostergang zu Bozen, welches dem XIII Jahrhundert entstammt (Fig. 166).

145.
Bogenthür
des
XIV. u. XV.
Jahrh.

Auch im ganzen Lauf des XIV. Jahrhunderts werden diese Spitzbogenthüren bloß von einfachen Einfassungsprofilen umrahmt, wie jene zu Bozen. Im Beginne des XV. Jahrhunderts wurde, der reichen Architektur des Rathhausturmes zu Cöln entsprechend, auch eine reiche Eingangsthür zu demselben gebildet, welche in den Kreis der Kirchenportale sich einfügt. Im Allgemeinen aber ist auch im XV. Jahrhundert die Einfassung mit reicher gewordenen, zarteren, aber weniger wirkungsvollen Profilen, als jene des XIV. Jahrhunderts, die Regel. In der Schlussperiode, etwa um 1500, tritt bei den Bogenthüren das Recht der Steinmetzen, ihre Kunststückchen zu zeigen, immer mehr in den Vordergrund. In Fig. 167 u. 168 geben wir eine von *Hans Beheim* herührende Bogenthür vom Rathhause zu Nürnberg wieder. Aus der Zeichnung ist zu ersehen, wie der Meister der 2,3 m weiten, im Lichten nahezu 3 m hohen Thür durch Unteretzen eines Flachbogens unter den Spitzbogen nicht bloß Gelegenheit zu weiteren Durchdringungen und Verschnei-

Fig. 168.



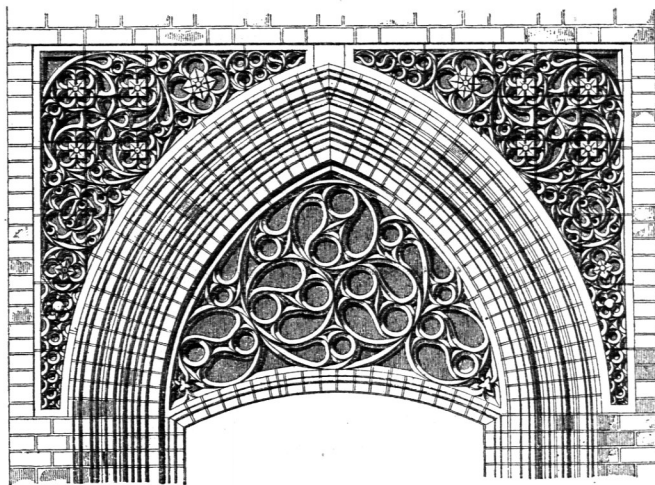
Detail zu Fig. 167.

 $\frac{1}{25}$ n. Gr.

dungen der Profile hergestellt hat, sondern auch ein Bogenfeld geschaffen, in welchem neben dem Doppeladlerfild des Reiches auch die beiden Wappen von Nürnberg Raum fanden.

Auch der norddeutsche Backsteinbau bethätigte erst gegen den Schluß des Mittelalters eine reichere Gestaltung der Profile. Fig. 169 u. 170 geben den oberen Theil des Eingangsthores am Neufädter Rathhause zu Brandenburg. Auch hier ist durch Unterfetzen eines Stichbogens unter den Spitzbogen ein Bogenfeld gebildet, welches mit einer gebrannten Mafswerkfüllung versehen ist, die durchbrochen den mit Putz

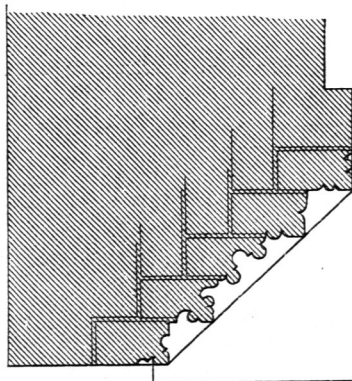
Fig. 169.



Vom Eingangsthor am Neufädter Rathhaus zu Brandenburg.

 $\frac{1}{50}$ n. Gr.

Fig. 170.



Detail zu Fig. 169.

 $\frac{1}{25}$ n. Gr.

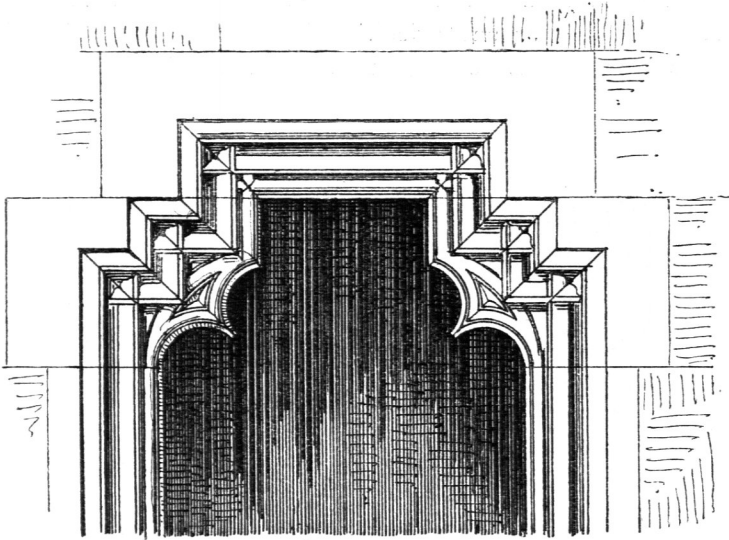
überzogenen Grund hindurchscheinen läßt; ähnliche Zwickel in den Ecken auferhalb der Spitzbogenumrahmung vervollständigen die reiche Erscheinung dieses Apparates.

Neben diesen Bogenthüren aber gehen solche mit geradem Sturze einher, wie sie in Fig. 57 u. 64 (S. 83 u. 92) erscheinen. Diese sind bis gegen den Schluß des Mittelalters allenthalben sehr einfach. Erst gegen das Ende des XV. Jahrhunderts

146.
Thore und
Thüren mit
wagrechtem
Sturz.

werden auch da die Einfassungsprofile reicher, und insbesondere der Sturz erhält entsprechenden Schmuck. Zu den einfachsten dieser Art gehört Fig. 171, von einem Haufe zu Krakau, bei welchem, wie dies aus der Zeichnung ersichtlich, durch

Fig. 171.

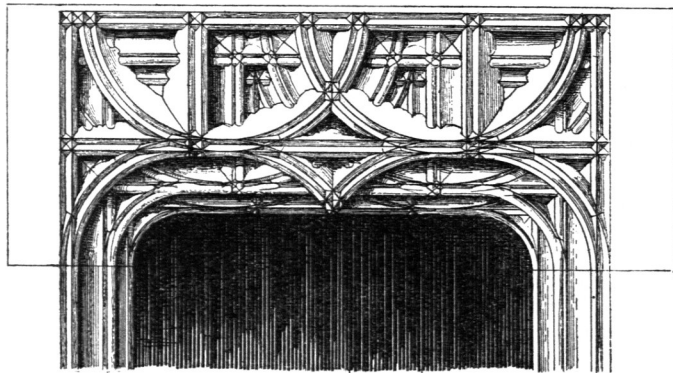


Von einem Haufe zu Krakau.

 $\frac{1}{20}$ n. Gr.

beiderseits unter dem Sturze vortretende, consolenartige Steine die Spannung derselben vermindert ist. Die Gliederung ist durch die treppenförmige Emporführung derselben zu einem sehr pikanten oberen Abschluss gebracht. Ueberhaupt haben

Fig. 172.

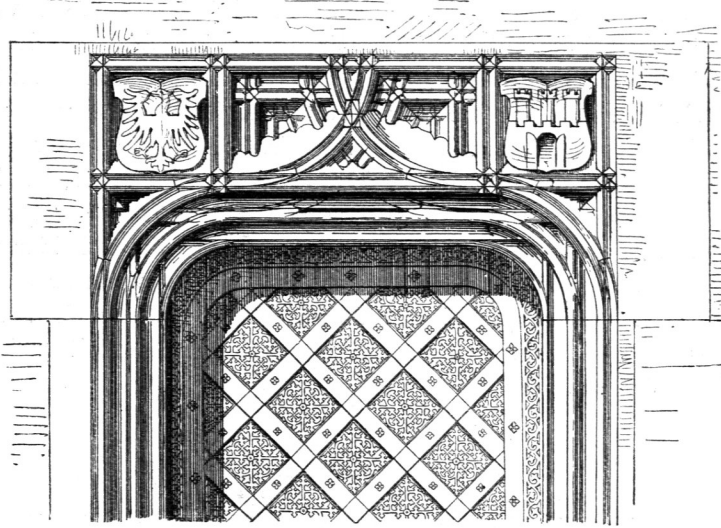


Vom Schloß zu Krakau.

 $\frac{1}{50}$ n. Gr.

diese oberen Abschlüsse den Steinmetzen Gelegenheit gegeben, die Profile sich in allerlei geometrischen Linien bewegen und dann sich durchschneiden zu lassen. So konnten die Steinmetzen ihre Kunst wieder in sehr auffälliger Weise glänzen lassen.

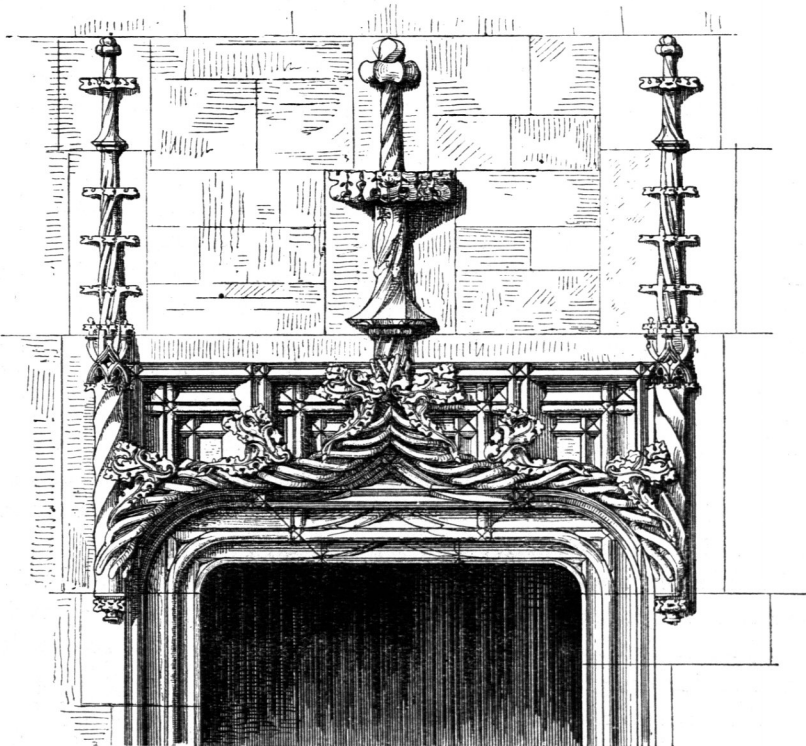
Fig. 173.



Vom Rathhaus zu Krakau.

 $\frac{1}{20}$ n. Gr.

Fig. 174.



Vom Collegium Jagellonicum zu Krakau.

 $\frac{1}{20}$ n. Gr.

Wir geben in Fig. 172 einen solchen Sturz aus dem Schlosse zu Krakau, welcher so ziemlich das Reichste zeigt, was aus solcher Verschlingung gemacht werden kann. Nur ganz wenig einfacher sind die Verschlingungen bei dem gleichen Profile in Fig. 173, welche einen Sturz wiedergibt, der sich am Rathhause zu Krakau befindet; es sind hier nur eben die beiden äusseren Enden der von oben herabgehenden Halbkreise weggeblieben, weil zwei Wappen, jenes des Königreiches Polen und das der Stadt Krakau, diese Ecken ausfüllen. Als drittes Motiv aus demselben Kreise geben wir in Fig. 174 den Sturz einer Thür wieder, welcher sich jetzt im *Collegium Jagellonicum* zu Krakau befindet; es ist auch hier wieder dasselbe Profil und die gleiche Durchschneidung; nur ist als weiterer Schmuck jene Wimperge mit ihren beiden Fialen hinzugekommen, bei welcher der Steinmetz den Holzschnitzer copirt und ein von der Decoration der Flügelaltäre herrührendes Motiv in Stein ausgeführt hat.

d) Die Fenster.

147.
Allgemeines.

Die Thür des Wohnhauses hatte stets die Aufgabe, eine einzelne Person aus- und einzulassen; dadurch war ihre Grösse bestimmt; nur selten hatte sie den Zweck, einer gröfseren Anzahl zugleich Eintritt zu gewähren oder Wagen und Thiere durchzulassen; noch feltener sollte sie dem Ankommenden eine prunkvolle Erscheinung gewähren. Daher waren grofse Abmessungen für die Thüren im Wohnbau meist überflüssig. Das Fenster dagegen sollte Licht in das Innere der Räume geben, und in je umfangreicherem Mafse dies geschah, um so mehr erfüllte das Fenster seinen Zweck. Nur Rücksichten auf die Sicherheit traten auch hier hemmend ein. Man legte gern die Fenster so grofs an, als dies immer geschehen konnte. Sie sind, wenn wir von den kleinen Schlitzfenstern absehen, wie sie der Kriegsbau nothwendig machte, durchweg gröfser, als die Thüren und geben zu prunkvoller Durchbildung eher Anlafs, als letztere. Wenn wir heute von »Fenstern« sprechen, so denken wir in erster Linie an den Glasverschluss derselben und würden heute leicht geneigt sein, den Begriff des Fensters als eine mit Glas verschlossene Oeffnung fest zu stellen. Dies würde aber für das Mittelalter durchaus nicht zutreffen. Der Glasverschluss war beim Wohnbau noch bis zum Schlusse des Mittelalters nur Ausnahme, und wir können den Begriff Fenster im Mittelalter nur als den einer Oeffnung fest stellen, die nicht bis zum Boden herab ging, durch welche man also nicht austreten konnte. Dies der einzige principielle Unterschied zwischen Thür und Fenster. Die Hallen und Lauben, welche nach aufsen geöffnet sind, deren Stützen allein bis zum Boden heruntergehen, bestehen aus einer Anzahl neben einander errichteter Thüren; sobald eine Brüstung zwischen den Stützen sich befindet, die das Heraustreten verhindert, werden aus diesen Thüren Fenster.

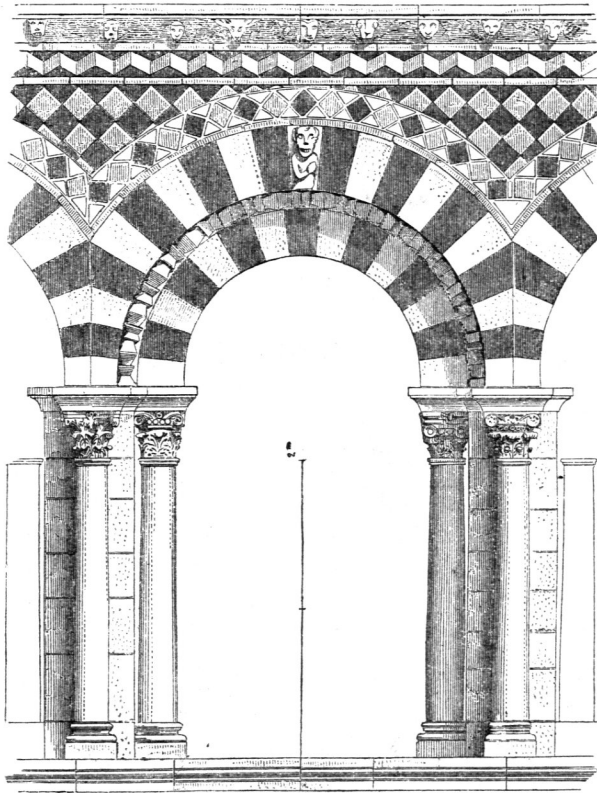
148.
Gangfenster
zu
Puy-en-Vélay.

Wir haben einen ziemlich alten Gang zu Puy-en-Vélay, dessen buntes Mauerwerk an die Merovinger- und Carolinger-Bauten erinnert (Fig. 175¹⁴²) und welchen man dem X. Jahrhundert zuschreibt. Würden die Oeffnungen bis zum Boden herabgehen, so würde der Gang als eine Laube anzusehen sein; jede Oeffnung wäre eine Thür. So erheben sich aber die Pfeiler erst von der Brüstung und jede Oeffnung ist ein Fenster. Dafs von einem Verschlusse hier nicht die Rede ist, ja dafs an

142) Nach: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. 3. Paris 1859, S. 415.

einen solchen nie gedacht war, liegt auf der Hand. Auch die Fenster des Kaiserhauses zu Goslar waren, wie wir schon in Art. 19 (S. 18) gesagt haben, nicht auf Verchluss berechnet (siehe die Tafel bei S. 18). Es war eine offene Galerie, und es würde vollständig der Aufgabe, welche diese Halle zu erfüllen hatte, widersprochen haben, wenn ein Verchluss dieser mächtigen Fenster, sei es durch Glas oder Läden, vorhanden gewesen wäre; denn die Handlungen, welche in dieser Halle vorgenommen wurden, hatten im Freien zu geschehen. An den Aufenthalt im Freien waren unsere Voreltern auch im Winter mehr gewöhnt, als wir es heute sind. So dachte man in jener Zeit auch durchaus nicht daran, die Gänge abzuschließen; vielmehr sind

Fig. 175.

Vom Kreuzgang zu Puy-en-Vélay¹⁴²⁾.

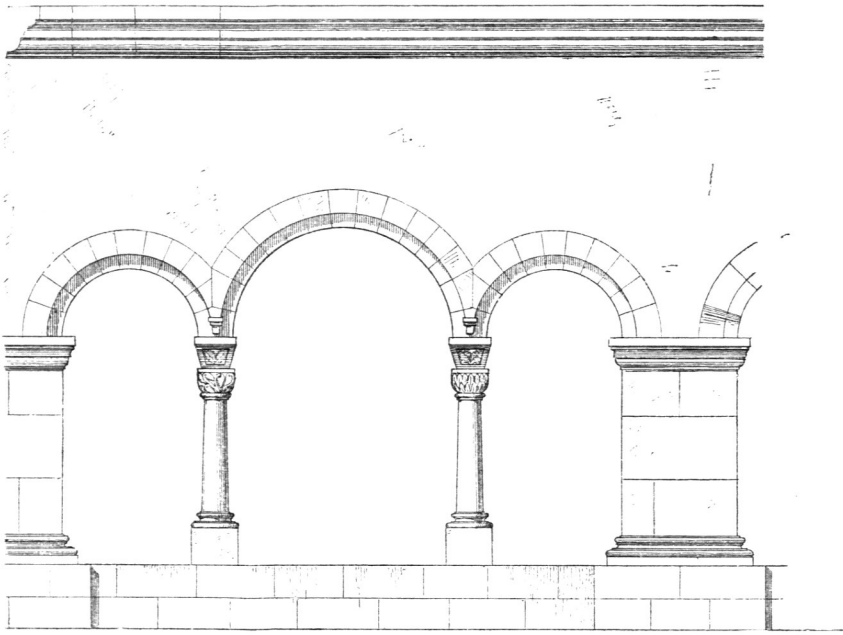
Fenster und Thüren derselben fast bis zum Schlusse des Mittelalters und in manchen Gegenden heute noch ohne Rücksicht auf das Klima stets offen.

Der in Art. 108 (S. 143) genannte Gang von *St. Maria auf dem Capitol*, zu den ältesten gehörend, welche in Deutschland erhalten sind, zeigt daher auch keinerlei Ansätze zu einem Verschlusse, und als man ihn in neuerer Zeit verglaste, mußten recht complicirte Vorkehrungen getroffen werden, durch welche die Schönheit der Erscheinung stark beeinträchtigt worden ist. Wir geben in Fig. 176 u. 177 die beiden Systeme¹⁴³⁾

149.
Gangfenster
in
*St. Maria
auf dem
Capitol.*

¹⁴³⁾ Nach: BOISSERÉE, a. a. O.

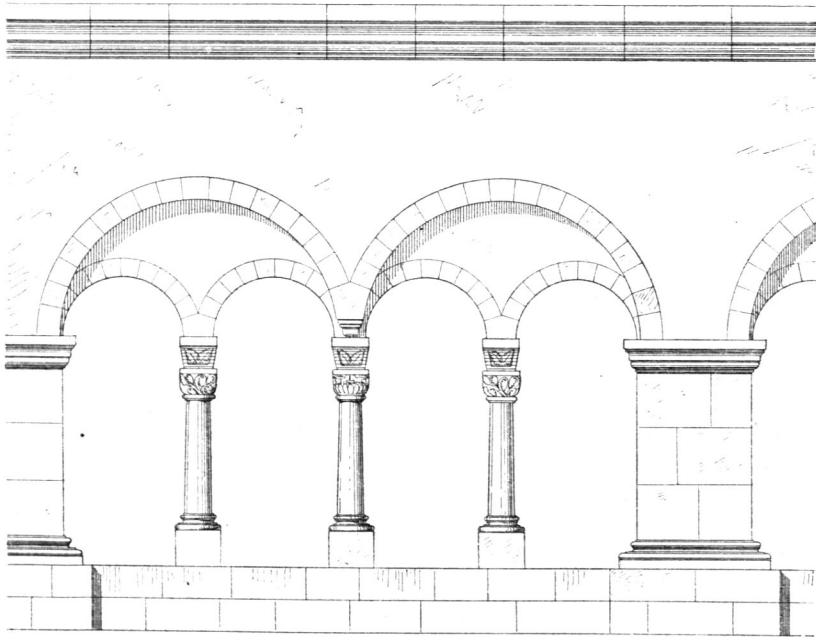
Fig. 176.



Von *St. Maria auf dem Capitol* zu Cöln¹⁴³).

$\frac{1}{50}$ n. Gr.

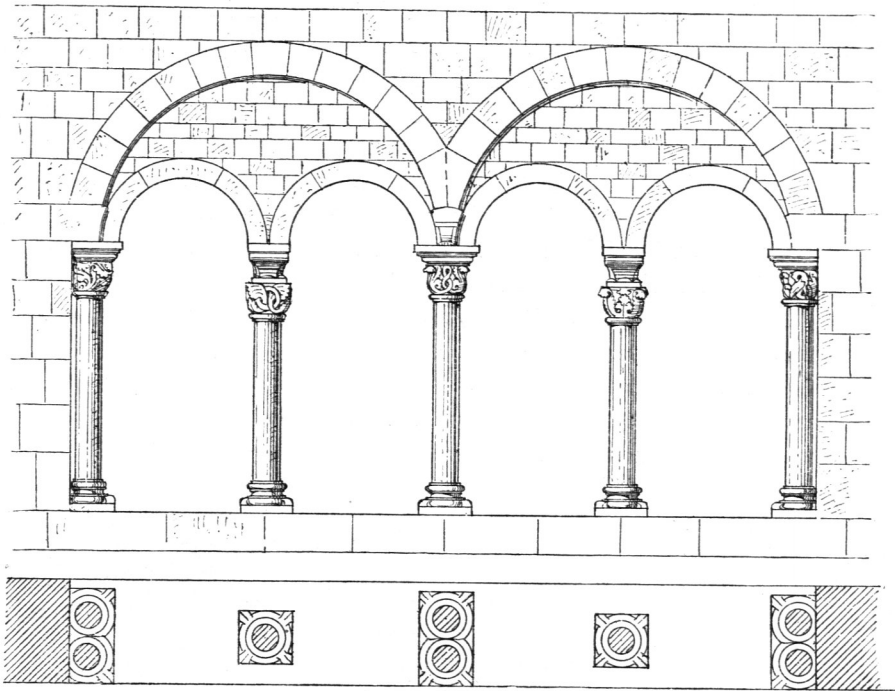
Fig. 177.



Von *St. Maria auf dem Capitol* zu Cöln¹⁴³).

$\frac{1}{50}$ n. Gr.

Fig. 178.

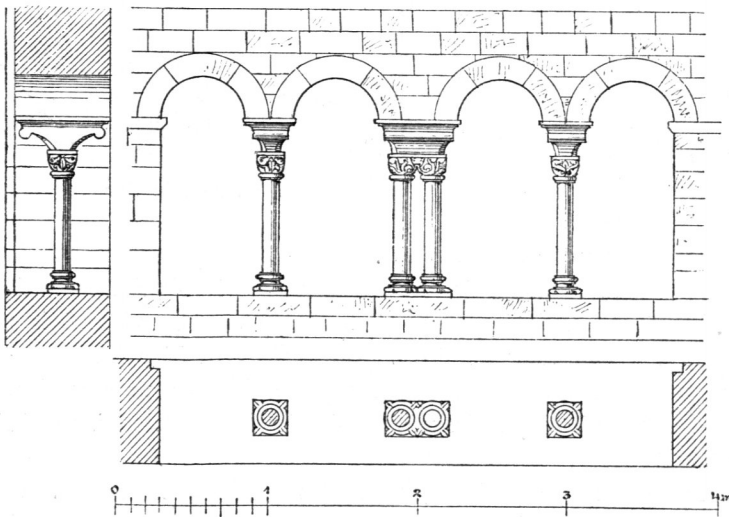
Vom Palas der Wartburg¹⁴⁴⁾. $\frac{1}{50}$ n. Gr.

wieder, welche sich dort zeigen, und verweisen im Uebrigen auf das in Art. 23 (S. 23) von diesem Gange Gefagte.

In Fig. 178 sind die unteren Fenster vom Wartburg-Palas (ebenfalls im Maf-

^{150.}
Gangfenster
in der
Wartburg.

Fig. 179.

Vom Palas der Wartburg¹⁴⁴⁾.

¹⁴⁴⁾ Aus derselben Quelle entnommen, die in Fußnote 27 (S. 23) genannt ist, der auch die Gesamtansicht entnommt.

ftabe von 1 : 50) dargestellt ¹⁴⁴), bei welchen die größeren Bogen sich auf Doppelfäulen stützen, die kleineren auf einfache. Bei beiden aber ist durch eine Ausladung nach vorn und rückwärts über den Säulen erst die volle Wandstärke für die Bogen hergestellt. Fig. 179 ¹⁴⁴) zeigt im selben Maßstabe die Gangfenster vom oberen Geschofs, welches *Hermann I.* diesem Palas aufsetzte. Dort haben die dünnen Säulen auf einem dem Kapitell aufgesetzten Kämpfer, welcher nach vorn und rückwärts stärker hervortritt, als nach den Seiten, die Bogen in der ganzen Mauerstärke zu tragen. Grundriß und Durchschnitt zeigen einen Falz, an dessen ursprüngliches Vorhandensein wir nicht zu glauben vermögen, welchen wir jedoch nicht unterdrücken mochten, obwohl es für uns keinem Zweifel unterliegt, daß er eine Zuthat des Restaurators ist, um einen Verschluss der Fenster anbringen zu können.

151.
Fensterfäulen
mit
ausladenden
Köpfen.

Ausgleichende Aufsätze auf den Säulen haben wir schon bei den Ausgängen der classischen Baukunst in Ravenna und anderwärts kennen gelernt. Im XI. und XII. Jahrhundert aber sind sie gerade bei den Fensterbildungen vorzugsweise zur Anwendung gekommen; insbesondere in der perspectivischen Ansicht wirken sie sehr malerisch durch den Gegensatz zwischen den dünnen Stützen und der schweren Bogen-Architektur, zwischen denen sie die Vermittelung bilden. Fig. 180 u. 181, welche dem Gange im Kloster *St. Paul* (Kärnthen) entnommen sind, zeigen die perspectivische Wirkung; Fig. 181 zeigt aber auch, wie durch eigenthümliche Verwendung symbolisch anzufehender Thiergefalten diese Wirkung noch erhöht wird.

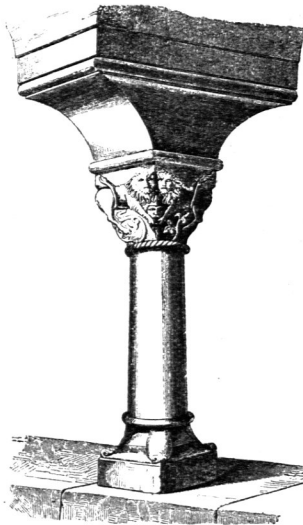


Fig. 180.

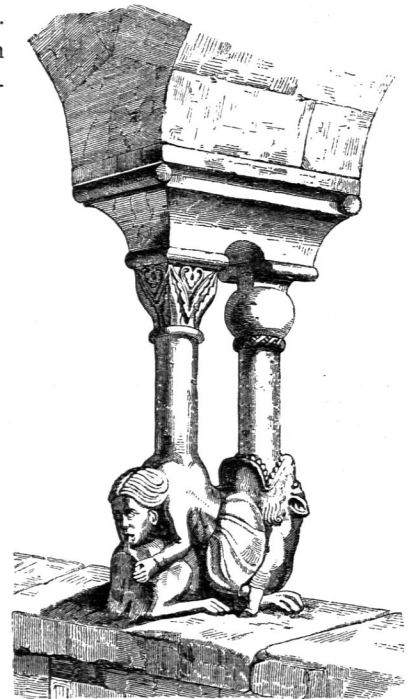


Fig. 181.

Vom Kloster *St. Paul* in Kärnthen.

152.
Gangfenster
zu
Gelnhausen.

Reiner und daher immerhin erfreulicher ist die Erscheinung der Fenster an den Ruinen des Palas zu Gelnhausen (Fig. 182 ¹⁴⁵), deren gleichfalls perspectivische Wiedergabe diese Behauptung bestätigt. Wie edel sind hier die Verhältnisse, wo die Erscheinung auf Harmonie aller Theile nicht auf dem Gegensatze derselben beruht; wie vornehm bei aller Einfachheit, wie großartig trotz der kleinen Masse wirkt hier die Erscheinung!

153.
Saalfenster
zu
St.-Antonin.

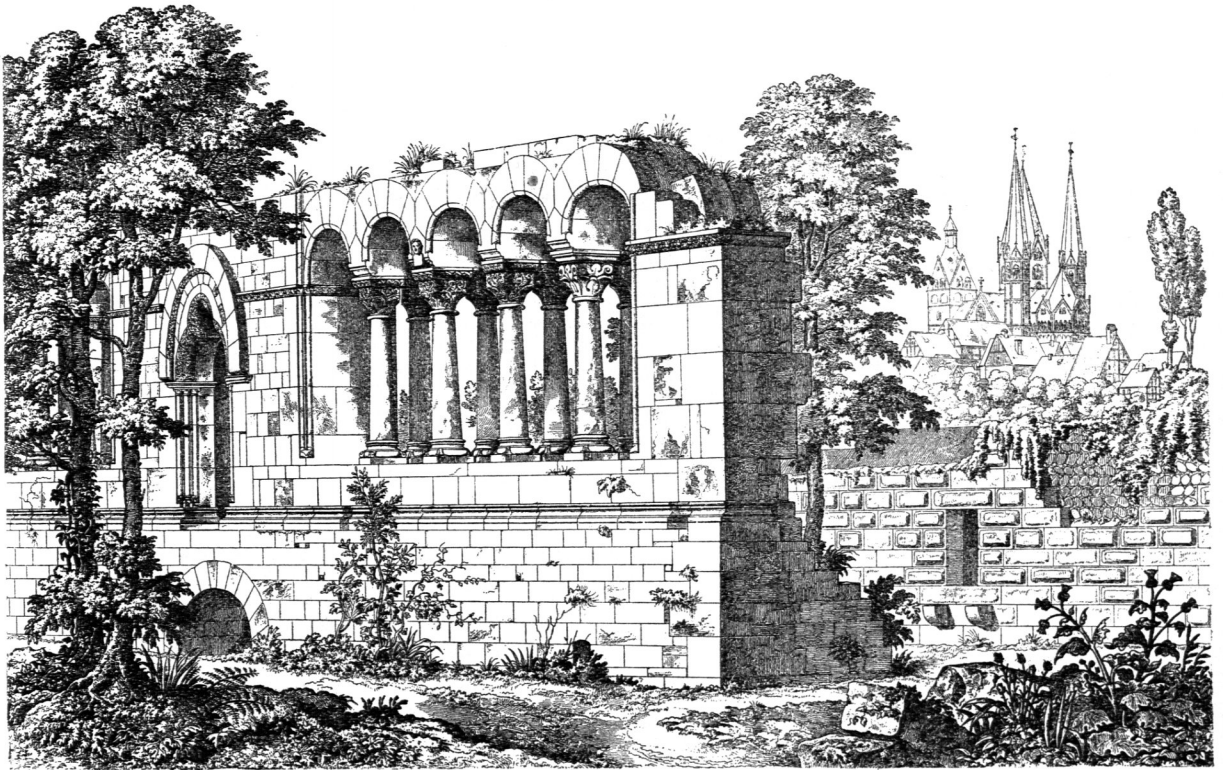
Eigenartig wirkt die Fenstergruppe des Rathhauses zu St.-Antonin, deren Außen- und Innenseite in Fig. 183 u. 184 ¹⁴⁶) dargestellt ist. Hier sind die Bogen

¹⁴⁵) Nach: MOLLER, G. Denkmäler der deutschen Baukunst. Fortgesetzt von E. GLADBACH. Bd. III. Darmstadt 1851.

¹⁴⁶) Nach: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. VI. Paris 1863. S. 89.

über den Säulen weggeblieben; es sind Stürze auf dieselben gelegt. Nach außen haben diese Stürze ein zusammenhängendes Rahmenprofil, welches auch an der Sohlbank wiederkehrt und an den Seiten fortgesetzt ist. Zwischen den Säulen sind an einzelnen Stellen Pfeiler eingefügt, an welche Figuren angelegt erscheinen. Diese Pfeiler haben den Zweck, im Inneren durch dagegen gespannte Bogen Nischen zu bilden, in welche als Verschluss ein Laden eingespannt werden kann. Es sind zu diesem Zwecke die Rückseiten der Kapitellaufsätze und die Unterfüße unter den Säulenfüßen glatt gelassen. Es ist also hier ein Verschluss der Fenster, und zwar durch hölzerne Laden gedacht, der einzige, welcher im XII. Jahrhundert auch in

Fig. 182.

Vom Palas zu Gelnhausen¹⁴⁵⁾.

Frankreich üblich war. Die horizontalen Stürze zeigen sich sodann im profanen Fensterbau als ein für die Dauer hoch wichtiges Motiv.

Schon oben haben wir auf die Bedeutung der Fensterbildungen im Palas zu Münzenberg aufmerksam gemacht und kommen hier deshalb auf dieselben zurück. Wir haben dort davon gesprochen, dass die Fenster gegen den Hof im oberen Geschoss nicht auf Verschluss berechnet sind. Die Wiedergabe derselben in Fig. 185 bis 188¹⁴⁵⁾ lässt dies noch deutlicher erkennen.

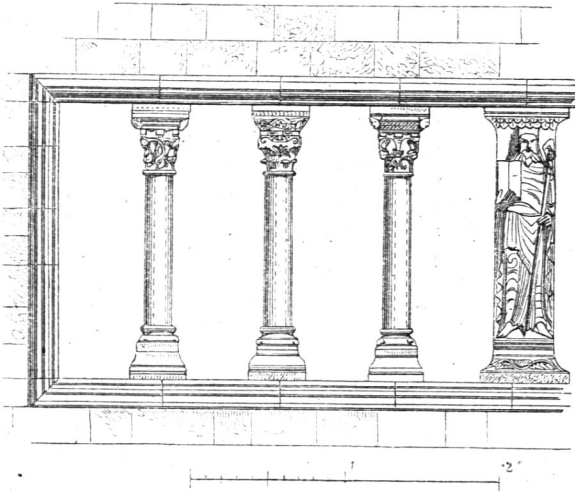
Wir sehen dort im Aeusseren die oben horizontale Umrahmung; wir bemerken, dass die Mauerstärke beiderseits durch die einfache Gliederung ein wenig verringert ist, dass im Uebrigen aber die volle Breite derselben für die Bogen bleibt, deren Auflager auf der dünnen Säule durch einen nach vorn und rückwärts stark ausgeladenen Kämpferstein vermittelt wird, während an den Seiten Gewandsteine von der

154.
Fenster
des
älteren Palas
zu
Münzenberg.

vollen Bogenbreite in der Nische stehen. Die Zickzackeinfassung ist ein in Deutschland den Schlus des XII. Jahrhunderts besonders charakterisirendes Verzierungs-Motiv, welches wohl, auf welchem Wege immer, aus England herüber gekommen ist, wo dasselbe schon weit früher Verwendung gefunden hat. Die aus Bruchstein gemauerten Flächen dürften jedenfalls mit dünnem Putz überzogen gewesen sein. Um bequemer aus dem Fenster herauschauen zu können, ist in der Brüstungsmauer eine Nische gelegt, welche das Hineintreten und, wenn man sich auf die Arme aufstützte, das Herauslehnen aus dem Fenster ermöglichte.

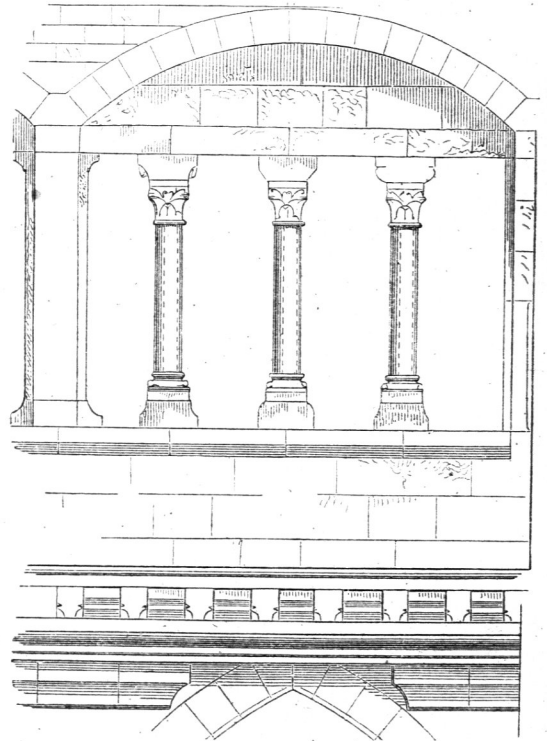
Bei dem vierfachen Fenster in Fig. 188 sind in den Bogenanfängen Löcher zu sehen, wie sich solche auch bei italienischen ähnlichen Fenstern befinden, dort noch mit Haken versehen, an welchen schattenspendende Vorhänge befestigt werden konnten, welchem Zwecke wohl auch die gegenwärtigen dienen.

Fig. 183.



Vom Rathhaus zu St.-Antonii ¹⁴⁶).

Fig. 184.



Alle feither betrachteten Fenster dienten keinem Raume, welcher eigentlich den ständigen Aufenthalt, die Wohn- und Schlafstätte während des Winters bildete. Bei letzteren scheint man in Deutschland vor dem Schlusse des XII. Jahrhunderts nicht gerade große Fenster gesucht zu haben, weil deren Verschluss gewissen Schwierigkeiten begegnete, welchen wir heute leicht abhelfen würden, deren Abhilfe aber, wie es scheint, in den Gewohnheiten jener Zeit Widerspruch fand; denn von technischen Schwierigkeiten, selbst von pecuniären, kann damals so wenig die Rede gewesen sein, als heute. Man hatte in der Urzeit in den Strohütten Deutschlands überhaupt keine Fenster. Es sind in vorgeschichtlichen Gräbern Urnen in Gestalt von Häusern gefunden worden, welche uns von den Häusern einen genügend deutlichen Begriff geben, und diese haben zwar bestimmt ausgesprochene Thüren, aber keine Fenster. Wenn man um das Herdfeuer saß, so bedurfte man des Lichtes von außen nicht; wenn man sich fogar scheute, ein Loch im Dache zum Abzuge des

Fig. 185.

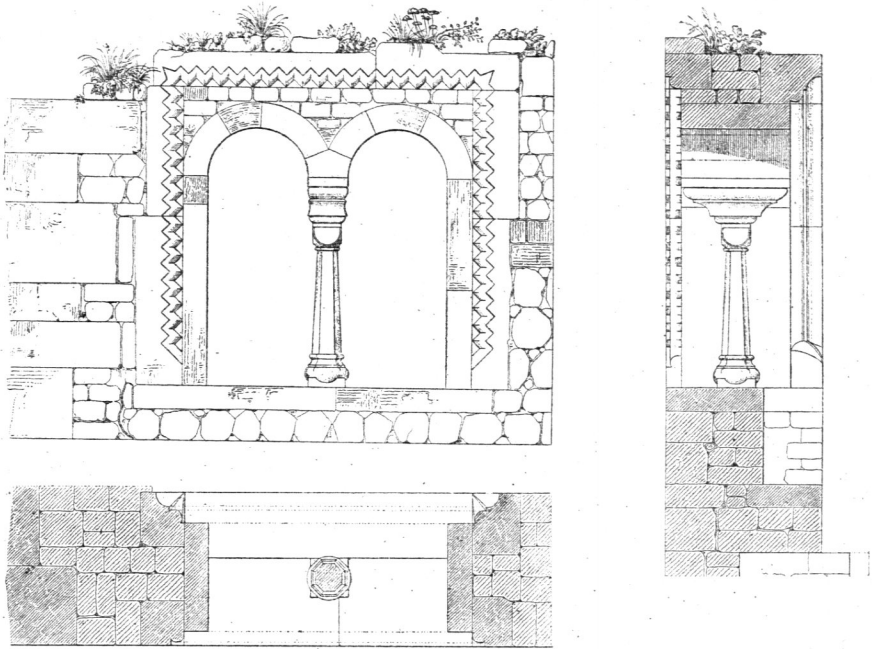
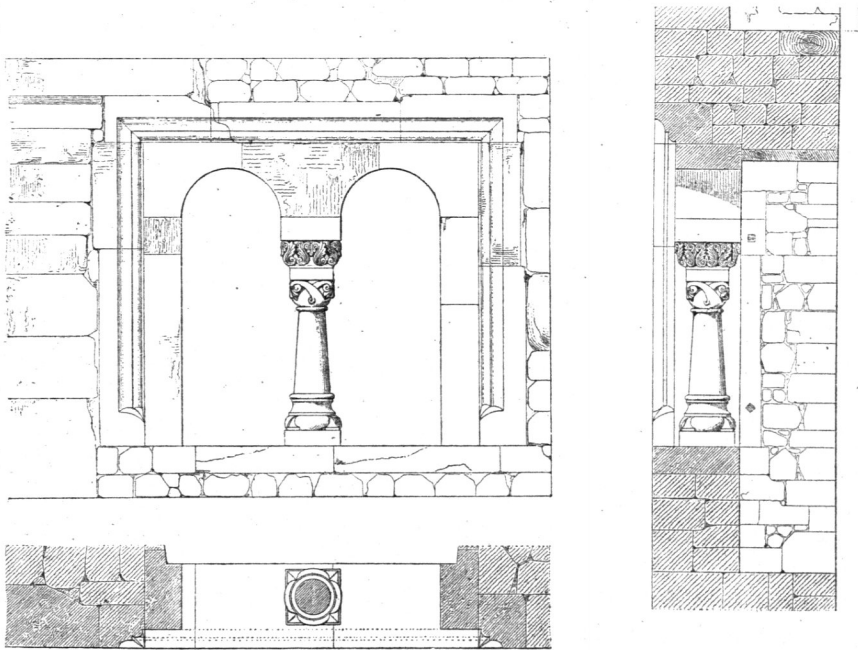


Fig. 186.



Vom älteren Palas zu Münzenberg ¹⁴⁵⁾.

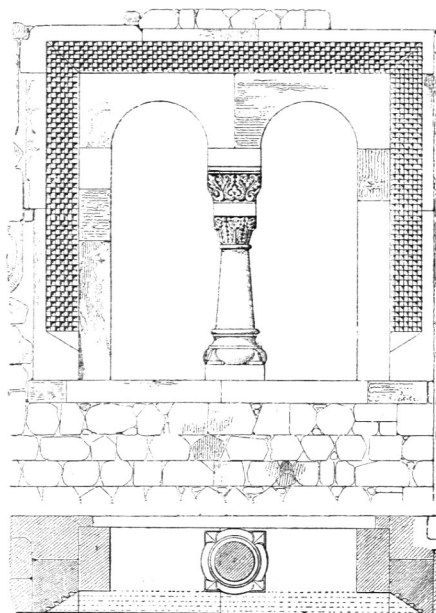
1/50 n. Gr.

Rauches herzustellen, diesen vielmehr einfach durch das Strohdach entweichen liefs, so sah man auch Fenster nur dazu angethan an, die Kälte eindringen zu lassen. Betrachten wir die späteren Burghürme, noch jenen zu Steinsberg (siehe Fig. 88, S. 155 des vorhergehenden Heftes), so sind auch jene Räume, welche als Wohnungen dienten, trotz der Höhe, in welcher sie lagen, nur mit ganz kleinen Fensterchen versehen, und gerade jener Raum in Steinsberg, in welchem sich der Kamin befindet, hat gar kein solches. Man liebte also offenbar die Fenster in den eigentlichen Wohnräumen damals noch nicht, und wenn man aus der geringen Wirthlichkeit jener Thürme geschlossen hat, dafs sie nicht der eigentliche Wohnraum des Burgherrn, gleich den französischen und englischen, waren, so dürfte dies auf einem Irrthume beruhen. Wir haben jüngst wieder Veranlassung genommen, einzelne Tyroler Burgen zu studiren, und haben gefunden, dafs eine in erster Linie von selbst sich aufdrängende Meinung, dafs

die deutschen Burghürme im Verhältnifs zu den englischen und französischen *Donjons* so gar klein seien, nur auf mangelhafter und oberflächlicher Betrachtung der deutschen Burghürme beruht. Man hat die Thürme der kleinen Leute in Deutschland allein betrachtet, weil diese in grosser Zahl erhalten sind, und hat gefunden, dafs sie klein sind. Eine Zahl von Burgen mächtiger Herren aber hatten grosse Thürme, bevor sie eigene Kernnaten bauten. Diese Thürme sind heute umgebaut, und es bedarf gründlicher Betrachtung und Reduction auf den ehemaligen Zustand, um der Macht der Herren entsprechende Thürme allenthalben darin zu erkennen. Dafs alle, auch die umfangreichsten, nicht sehr behaglich waren, ist klar, und dafs man sich deshalb, sobald es nur die Mittel erlaubten, besondere Kernnaten baute, ist natürlich. Aber von Anfang an stellte der einfache deutsche Freie, welcher neben feinem Kriegergewerbe auch das eines kleinen Landwirthes ausübte, nicht jene Anforderungen, wie sie ein englischer oder französischer grosser Herr, deren Burgen wir allein studiren, an seine Wohnung stellte. Solch ein deutscher kleiner Thurm ist indessen auch mit einer deutschen Fürstenburg nicht zu vergleichen. In mancher grösseren Fürstenburg blieb die Kernnate auch in einer grossen Thurmanlage liegen, wobei in der Regel auch eine nicht auf Vertheidigung eingerichtete Wohnung, anschliessend an den Palas, in jeder grösseren Burg, insbesondere in den Fürstenpalästen bald hinzutrat.

Erst mit dem Schlusse des XII. Jahrhunderts finden wir in den Wohnräumen etwas, aber noch immer nicht viel grössere Fenster, und wir können jene im unteren Geschofs des älteren Palas zu Münzenberg mit zu den ältesten rechnen, die Masse haben, von welchen man sprechen kann; denn das untere Geschofs war die Wohnung des ritterlichen Gefolges des Burgherrn. Wie man früher die wenigen vorhandenen

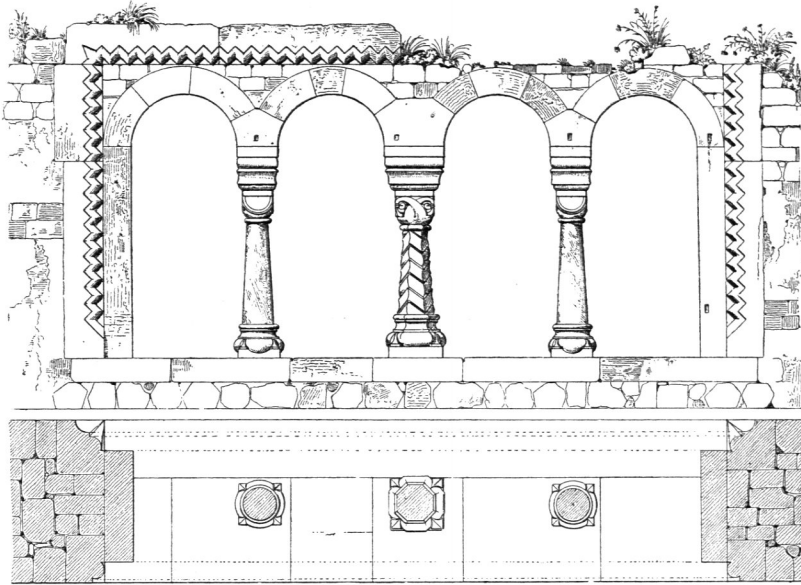
Fig. 187.



Vom älteren Palas zu

150

Fig. 188.

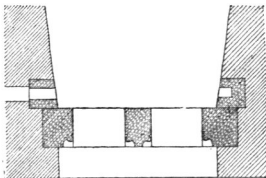
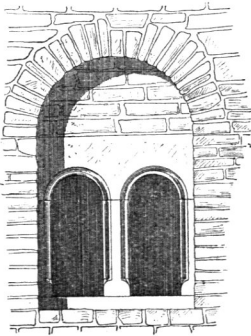
Münzenberg ¹⁴⁵).

n. Gr.

kleineren Fensterchen mit Läden schloß, so ist auch hier eine Einrichtung für den Verschluss mit Holzläden getroffen.

Die ganze Fenster-Nische zunächst ist so eingerichtet, daß Läden sich fest an den inneren Theil der Fenster-Construction anschließen konnten, und zwar Läden, die entweder bis zum Boden herab oder bis etwa zur Unterkante der Sohlbank reichten. In Fig. 186 ist die Anordnung zweier Löcher zu ersehen, welche wohl andeuten, daß darin die Kegel für die Bänder jener Läden befestigt waren. Bezeichnend ist, daß diese Fenster, obwohl die äußere Umrahmung größer ist, als die der oberen, doch durch breitere Fenstergewände und stärkere Mittelfäulen auf ein Lichtmaß reducirt sind, welches eben dem oberen entspricht. Sehr charakteristisch für das XII. Jahrhundert sind auch die beiden äußeren Einfassungen dieser Fenster, das sich schachbrettartig eintiefende Muster des einen, so wie das aus Rundstab und Hohlkehle mit zwischenliegendem Plättchen bestehende Profil der Umrahmung des anderen Fensters.

Fig. 189.

Fenster der Niederburg zu Rüdeseim.
¹/₅₀ n. Gr.

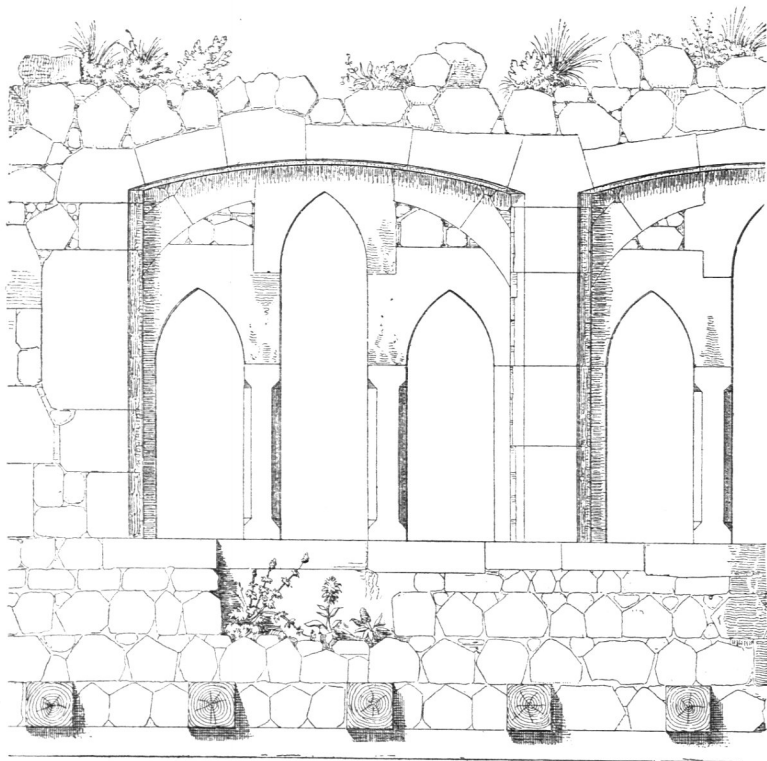
Natürlich sind auch die Fenster der Niederburg zu Rüdeseim auf einen Verschluss eingerichtet gewesen. Wir geben hier in Fig. 189 den Grundriß und die Ansicht eines der kleinen Fensterchen wieder, welche bei etwa 30 cm lichter Weite 70 cm Höhe haben, so daß nur eben ein nicht sehr beliebter Mann zu den Oeffnungen kriechen und heraussehen konnte. Die Nische hat 1 m Breite bei 1 1/2 m Tiefe und Höhe.

Es sind in Oeffnungen des Bruchsteinmauerwerkes, aus welchem der ganze Bau errichtet ist, die Fenster, bestehend aus einer Sohlbank, zwei Gewänden, einem Mittelpfosten, so wie dem Sturz eingemauert,

¹⁵⁵.
Fenster
der
Niederburg
zu
Rüdeseim.

aus welchem die beiden Bogen ausgefnitten find. Unmittelbar hinter der feinerne Fenster-Construction find im Inneren jederfeits, etwa in der Mitte der Höhe, würfelförmige Steine eingemauert, von welchen der eine eine etwas über die Mitte gehende quadratische Vertiefung, der andere eine durchgehende Oeffnung hat, welche einem hinter ihr liegenden Schlitz in der Mauer entsprach. So konnte ein starker hölzerner Laden an das Fenster in die Nische gespreizt und durch einen Holzriegel, welcher im Mauerfchlitz steckte, dann hervorgezogen und in das gegenüber liegende kurze Loch eingefchoben wurde, eben fo feft gehalten werden, wie dies bei den Thorflügeln der Fall war, welche in Fig. 152 u. 153

Fig. 190.

Vom jüngeren Palas zu Münzenberg¹⁴⁵⁾. — Innenfeite. $\frac{1}{50}$ n. Gr.

(S. 216) des vorhergehenden Hefes gegeben find. Die Construction ift bei wenigen Fenstern auf der Niederburg mehr unberührt erhalten. Es fcheint, dafs an einzelnen Fenstern ehemals zwei folcher Sperrbälkchen angebracht waren. Bei anderen aber find die Oeffnungen in den eingemauerten Steinwürfeln beiderfeits wenig tief, fo dafs ein Sperrbalken nicht in die Mauer gefchoben werden konnte; er muß vielmehr mit feiner Mitte auf der Mitte des Ladens drehbar befestigt gewesen fein, fo dafs das eine Ende von unten, das andere von oben fich in feine Oeffnung fchob, wenn der Laden feft geklemmt werden follte.

156.
Fenster-
verfchlüffe.

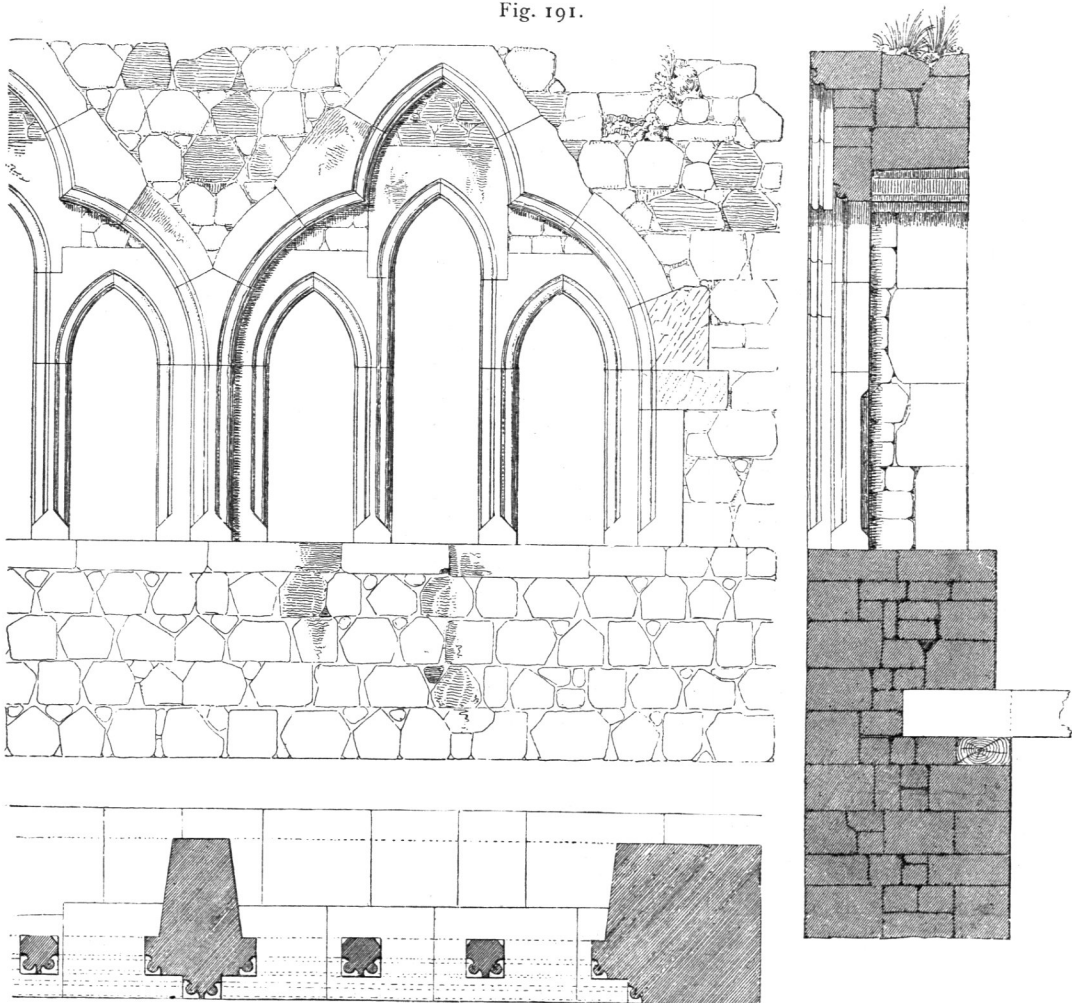
Was die hölzernen Verchlufsläden betrifft, fo ift uns überhaupt keiner aus diefer Zeit mehr erhalten. Wir wiffen jedoch, dafs in folche Läden Oeffnungen eingefchnitten wurden, welche Licht durchliefsen, oder dafs fie auch durch Rahmen mit Füllungen gebildet wurden, von denen einzelne offen blieben und die man durch Hornplatten, geöltes Papier und nur felten durch Glas verfchlofs. Es muß dies um fo auffälliger erfeinen, als ja die Kirchenfenster um jene Zeit allgemein verglast waren. Was aber noch auffälliger ift: man behielt diefe mangelhafte Art des

Verchluffes bis in das XV. Jahrhundert bei, aus welcher Zeit uns noch die Schriftsteller erzählen, daß der grössere Theil der Häuser in den Städten solchen Verchluff hatte. Allerdings gehörte ja der grössere Theil der Häuser einfachen Leuten, wie der uns erhalten gebliebenen Burgen stets armen, wenn auch nicht stets bescheidenen Rittern an.

Münzenberg hatte aufser dem viel besprochenen Palas noch einen zweiten. Es scheint, den beiden Hauptthürmen entsprechend, schon zu Ende des XIII. Jahrhunderts ein doppeltes Lehen gebildet zu haben, und wie jeder der beiden Lehens-

157.
Fenster
des jüngeren
Palas zu
Münzenberg.

Fig. 191.



Vom jüngeren Palas zu Münzenberg. — Aussensteite ¹⁴⁵⁾.

$\frac{1}{50}$ n. Gr.

träger feinen Thurm mit der darin eingerichteten Wohnung und ohne Zweifel auch noch feine eigene Kemnate für Friedenszeit hatte, so mag auch jeder feine Palas gebraucht haben, und es wurde deshalb nach der Mitte des XIII. Jahrhunderts ein zweiter errichtet.

Die Fenster des letzteren bestehen aus je drei kleinen spitzbogigen Oeffnungen, welche äusserlich noch von einem grösseren, aber gebrochenen Spitzbogen umrahmt sind. Alle Kanten sind von Rundfläben

umfäumt (Fig. 190 u. 191¹⁴⁵). Im Inneren umrahmen flachbogige Nischen die vollständig glatte Architektur, bei welcher nur die zwei Mittelpfosten abgefast sind. Von einer Verglafung der Fenster konnte keine Rede sein; dagegen ließen sich recht leicht Läden in den inneren Nischen anbringen.

Als nun mit dem Schlusse des XIII. Jahrhunderts die Palasbauten aus offenen Hallen zu geschlossenen Sälen geworden waren, wurde auch der Fensterverschluss allgemein. Er dürfte, und zwar als Verglafung den Kirchenfenstern nachgebildet, in den Maßwerkfenstern des Saalbaues zu Marburg stets vorhanden gewesen sein. Eben so war der Rathausaal zu Nürnberg stets verglast, desgleichen alle folgenden.

158.
Offene
Gangfenster
vom Schlusse
des
XIII. Jahrh.

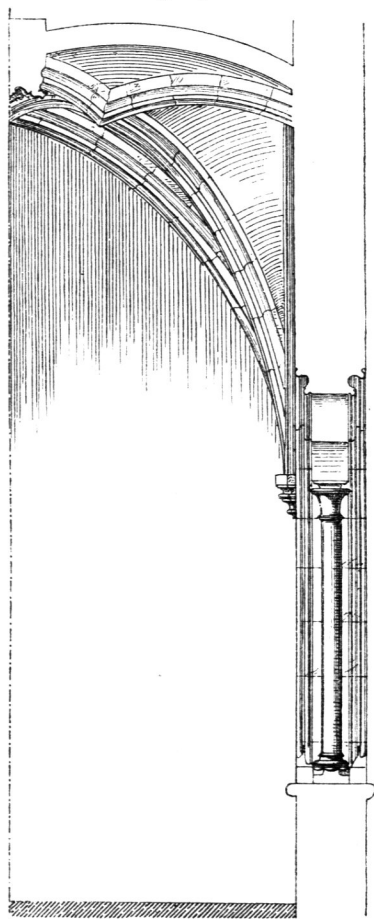
Im Allgemeinen waren aber, wenn auch die Palasbauten verglast wurden, doch, wie wir oben bemerkt haben, die Gänge noch lange offen, und wir mußten es oben als etwas ganz Aufsergewöhnliches bezeichnen, daß die in Fig. 136 bis 138 abgebildeten Fenster mit Falzen versehen sind. Um das Einlegen hölzerner Läden konnte es sich hier kaum handeln. Es müßten also die sonst so bescheidenen Cistercienser-Mönche daran gedacht haben, den Gang zu verglaffen, und zwar wohl mit ähnlichen gemalten Scheiben, wie sie solche wahrscheinlich in ihrer Kirche befaßen. Doch wurde dieser Gedanke kaum durchgeführt; denn wir sehen jüngere Theile desselben Ganges wieder ohne Anlage auf Verchluß der Fenster ausgeführt. Wir trennen wohl am besten von hier an die nicht verschließbaren von den verschlossenen Fenstern, d. h. nunmehr nur noch die Gang- von den Wohnzimmerfenstern. Wir werden ohnehin mit den ersteren bald fertig sein.

Wir haben zunächst ein Beispiel von jenen Fenstern zu geben, bei welchen sich ähnlich wie in Fig. 182 u. 188 gleichmäßige Oeffnungen, durch Säulchen getrennt, reihenweise neben einander befinden, nur daß eben hier die ganze Architektur leichter erscheint, wie dies ja dem Fortgange der Entwicklung im XIII. Jahrhundert entsprach. Wir wählen dazu die Fenster im Klostergange der Franziskaner zu Bozen (Fig. 192 u. 193¹⁴⁷), welcher Gang ursprünglich eine flache Holzdecke hatte, jedoch im XV. Jahrhundert gewölbt und wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit auch erhöht wurde. Ganz besonders ansprechend ist dabei die reizende Frische, welche sich in der Erscheinung der reich profilirten, auf den Säulchen schwebenden Kleeblattbogen kundgiebt.

159.
Entwicklung
der
Maßwerk-
fenster.

Blicken wir noch einmal ein wenig auf Fig. 177 (S. 184) u. 178 (S. 185), die Fenster aus *St. Maria auf dem Capitol* und aus dem Untergechofs der Wartburg,

Fig. 192.

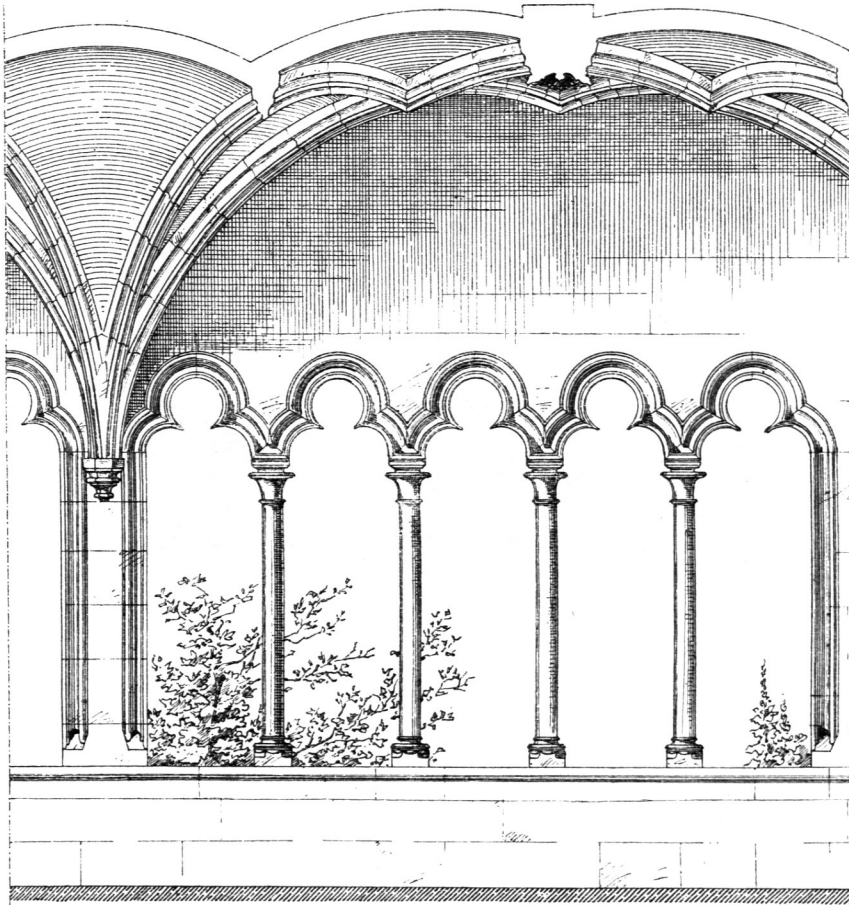


Vom Franziskaner-
150

¹⁴⁷) Nach Aufnahmen der Wiener Bauhütte.

zurück, so finden wir auf den Mittelfäulen die zwei von den Pfeilern herkommenden Bogen ruhen. Die zwei kleineren Bogen unter denselben mit ihren Säulen könnten ganz wegbleiben, weil die gefamnte obere Last durch die zwei gröfseren oberen Bogen getragen wird. Beim Gange in Aachen nun, wie bei jenen in Zwettl (siehe Fig. 142, S. 148 u. Fig. 140, S. 146) ist über die beiden gröfseren Bogen noch ein folcher abermals gröfserer gespannt, welcher von Pfeiler zu Pfeiler reicht, so dafs also nicht blofs ein dreifaches Bogenfystem sich ergibt, sondern auch, da der

Fig. 193.

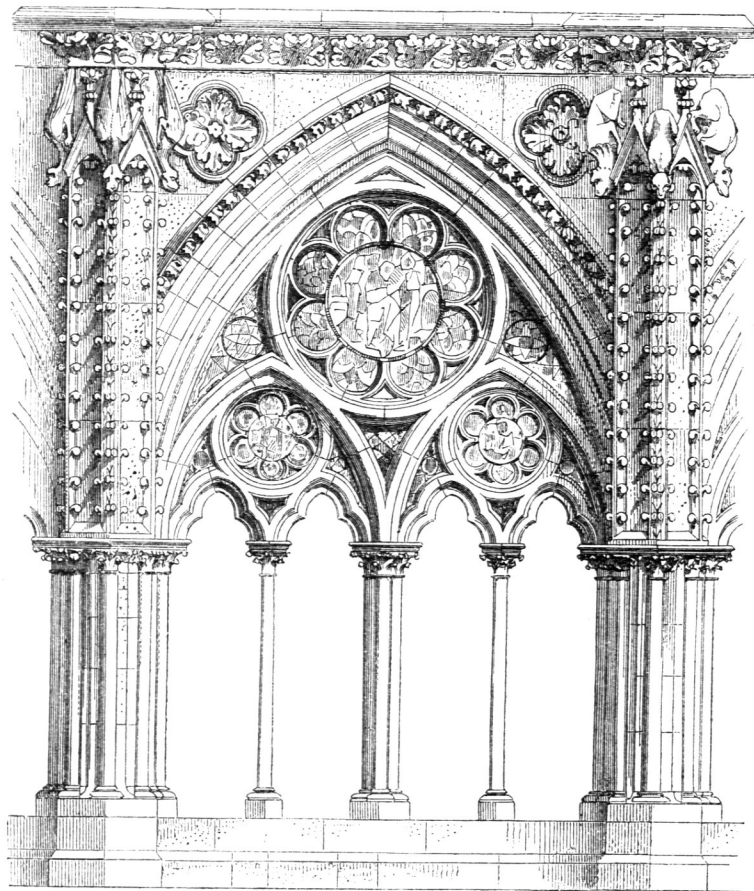


Kloster zu Bozen¹⁴⁷).
n. Gr.

äußerste große Bogen in jedem Felde das gefamnte obere Constructionsystem trägt, alles unter denselben Liegende lediglich Decoration ist. Constructive Bedeutung hat dasselbe nur in dem Sinne, wie etwa eine unter dem Bogen stehende Einschaltung denselben entlastet. Ja kaum so weit gehend braucht man die Function dieser unteren Theile aufzufassen; denn während eine untergestellte Holz-Construction den Bogen samnt der darüber liegenden Last tragen müßte, auch wenn man den Pfeiler wegnimmt, so würde man Bedenken tragen müssen, diese Function den leichten Säulchen aufzuladen, welche nebst ihren Bogen darunter stehen. Man hat daher

auch keinen Anstand genommen, in Zwettl das große Bogenfeld zwischen dem oberen und den mittleren Bogen durch eine große Rosette zu durchbrechen; in Aachen aber hat man dort einen Vierpaß-Durchbruch angelegt und die beiden unteren Bogenfelder ebenfalls durch Vierpässe durchbrochen. Man brauchte also nur noch die übrig bleibenden Zwickel ebenfalls zu durchbrechen, und die Bildung der Maßwerke war fertig. Diese Consequenz wurde zuerst in Frankreich gezogen, vielleicht schon, bevor die Gänge zu Aachen und Zwettl ausgeführt sind; denn gleich-

Fig. 194.

Vom Kreuzgang des Klosters zu *Saint-Jean-des-Vignes*¹⁴⁸⁾. $\frac{1}{50}$ n. Gr.

zeitig mit der Architektur dieser Gangfenster entwickelte sich auch jene der Kirchenfenster, und wir finden da das tonangebende Frankreich Deutschland voraus, welches mit einer gewissen Energie die Formen fest hielt, die sich im XII. Jahrhundert bei uns zu großer Harmonie entwickelt hatten. Man ließ daher in Deutschland die neue französische Constructionsweise und Formenentwicklung nur allmählich zu und bildete so einen Mischstil aus, welcher seine eigenen großen Reize hat, wie gerade die Fenster-Architekturen der Gänge zu Zwettl und Aachen und so manches andere Beispiel, welches wir noch hätten anführen können, zeigen.

¹⁴⁸⁾ Nach: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. 3. Paris 1869. S. 445.

Wir geben in Fig. 194 ein solches französisches Fenster, bei welchem das Maßwerk ganz ausgebildet erscheint, wieder. Es ist aus dem Kreuzgange zu *Saint-Jean-des-Vignes* genommen, welcher etwa der Mitte des XIII. Jahrhunderts angehört. Der obere Theil, das Maßwerk, ist auf Verglasung angelegt, der untere offen ¹⁴⁸⁾. Eine gewisse Verwandtschaft damit zeigt ein vom oben angeführten ersten abweichendes System aus dem Kloster zu Maulbronn, welches wir in Fig. 195 u. 196 ¹⁴⁹⁾ darstellen. Noch sind allerdings dort die Zwickel nicht durchbrochen; aber statt der kleinen Bogen und der sie tragenden einfachen Säule ist hier eine vollständige maßwerkartige Bildung unter die Bogen gestellt; die schlichte Durchbildung entspricht der Ordensregel. Der Bau mag dem letzten Viertel des XIII. Jahrhunderts angehören.

Von da ab zeigt sich auch in Deutschland stets vollständig durchgebildetes Maßwerk in die Oeffnungen der spitzbogigen Fenster eingestelt, höchstens ausnahmsweise aber auf Säulchen, meist auf Pfoften (Stöcken), welche das Profil des Maßwerkes auch abwärts fortsetzen. Dabei ist jedoch keineswegs anzunehmen, daß der einzig in solchem Falle mögliche Verschluss, eine Verglasung, auch allenthalben zur Anwendung gekommen sei; mitunter fehlt der dazu unbedingt nöthige Falz vollständig, so daß also eine Verglasung gar nicht hätte angebracht werden können. Nur theilweise war ein solcher vorhanden. Bei manchem Kreuzgange, so bei jenem der Karthause in Nürnberg, sieht es aus, als ob der Falz, und somit die Verglasung, gar nicht ursprünglich gedacht, sondern später, vielleicht erst nach dem Mittelalter, dazu gekommen sei. Es haben nämlich die Pfoften solcher Fenster, welche nicht auf Verglasung angelegt waren, meistens ausladende Füßchen (als Beispiel dafür nennen wir jene am Gange bei der Stiftskirche zu Wimpfen am Neckar). Solche Füßchen haben nun auch in der Karthause durchweg die Halbpfoften auf beiden Seiten der Fenster, welche Theile der dieselben trennenden Pfeiler bilden. An den Mittelpfoften fehlen dieselben allerdings. Aber es ist kein einziger von den ursprünglichen der letzteren mehr vorhanden. Dann zeigt aber ein Blick auf alle von uns dargestellten Fenster, an Gängen und in den Sälen, daß durchweg die Brüstungen horizontal sind, wo eine Verglasung der Fenster nicht angenommen ist oder wo solche etwa nur in den Füllungen hölzerner Läden sich befand, wie in Fig. 191. Wo aber eine Verglasung beabsichtigt war, bedurfte es auch eines Falzes in der Sohlbank. Ein solcher war in der Karthause ursprünglich nicht vorhanden, wie er z. B. in Fig. 138 sich zeigt. Indessen war ja die Verglasung des Ganges wohl im XVI. oder XVII. Jahrhundert eingefügt worden, und da zeigte sich denn ein so unorganisches Einfügen eines Schlitzes in die Sohlbank, daß unmöglich eine ursprüngliche Anlage so angenommen werden kann; ja die Pfoften liegen bei den wenigsten Fenstern in derselben Ebene, so daß dieser Schlitz zickzackförmig auf der Sohlbank läuft. Auch das an die Fenster anschlagende und an der Außenseite herablaufende Regenwasser bedingte, damit es nicht in den Schlitz einlaufe, eine Abfassung der Sohlbank, welche in sehr unregelmäßiger Weise, bei jedem Fenster anders, ausgeführt ist, ohne die Thatfache verwischen zu können, daß die ehemals horizontale Oberfläche der Sohlbank stark verwittert war, bevor die Ueberarbeitung stattgefunden hatte. Ja beim Nordflügel, welcher noch vollständig erhalten war, war der untere Theil der Fenster vermauert worden, um nur den oberen zu verglasen. Erst der Verfasser hatte die Aufgabe, diese Vermauerung zu entfernen und auch den unteren Theil zu verglasen, und da

160.
Unverglaste
Maßwerk-
fenster.

¹⁴⁹⁾ Nach: EISENLOHR, F. Mittelalterliche Bauwerke im südwestlichen Deutschland und am Rhein. Heft 1-5: Zisterzienser-Kloster Maulbronn. Karlsruhe 1853-57.

zeigte sich denn, daß dort gar kein Schlitz in der Sohlbank vorhanden war, sondern erst hergestellt werden mußte. So mag auch in manchem anderen Gange der Falz und die Verglafung spätere Zuthat sein. Wir können also nur in bedingter Weise annehmen und zugeben, daß mehr als vereinzelte Verglafungen von Kloftergängen des XIV. und XV. Jahrhunderts ursprünglich seien. Waren ja doch auch jene die Höfe umgebenden Gänge in den Häusern wohlhabender und vornehmer Adelliger und Bürger in den Städten unbedingt offen.

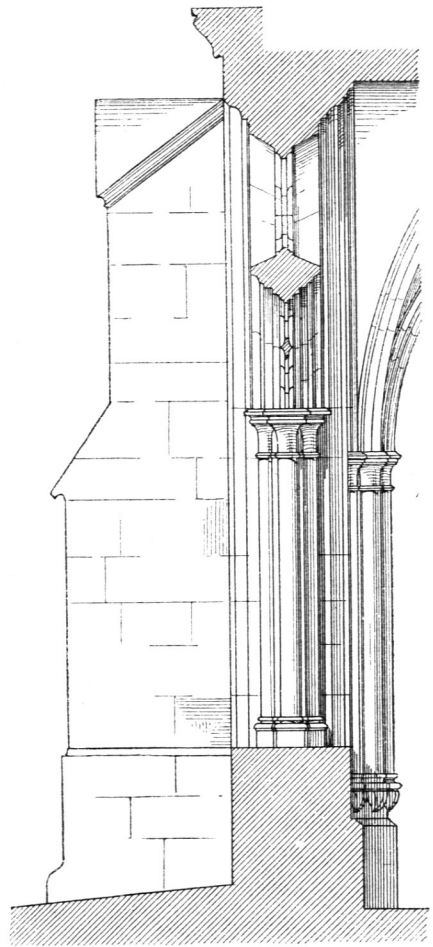
161.
Verglaste
Zimmerfenster;
Overfolz'sches
Haus
zu Cöln.

Kehren wir nun zu den Fenstern der eigentlichen Wohn- und Schlafzimmer zurück und betrachten wir die in Fig. 21 (S. 41) gegebene Abbildung der Façade des *Overfolz'schen* Hauses, so sehen wir, daß in den oberen Dachgeschossen die Oeffnungen oben horizontal geschlossen sind, so daß einfache Läden bequem angebracht werden konnten. Im I. Obergeschosse und im untersten Dachgeschosse mag die Einrichtung ursprünglich vollkommen jener gleich gewesen sein, wie wir sie auf der Niederburg zu Rudesheim noch sehen, so daß ein leichtes, vollständiges Verrammeln der nach der Strafe gelegenen Fenster möglich war, wenn der stadtdelige Patrizier seinen demokratischen Mitbürgern Böses zutraute. Eben so war wohl die Einrichtung bei dem französischen Hause in Fig. 24 (S. 47) und den diesem verwandten Trierer Häusern, obwohl *Viollet-le-Duc* dasselbe einfach verglast zeichnet, als hätte es in Frankreich um jene Zeit keine Parteien mehr gegeben, welche sich gegenseitig mißtrauten, und als habe der Vornehme und Reiche sich willig und vertrauensvoll der Herrschaft seiner ärmeren Mitbürger anheim gegeben, welche ihm dieselbe vor kurzer Zeit erst entriffen hatten und immer befürchteten, daß er nur auf den günstigen Augenblick warte, um sie ihnen wieder zu entreißen. Die Möglichkeit, daß es nöthig wurde, die Fenster zu verrammeln, war auch dort noch vorhanden.

162.
Burgfenster.

Die Burgen behielten auch noch im Schluffe des XIII. Jahrhunderts neben den mächtigen Fenstern der Palasbauten und jenen den Wohnhausbauten in den Städten entsprechenden Fenstern der Kemnate in allen jenen Räumen, welche ver-

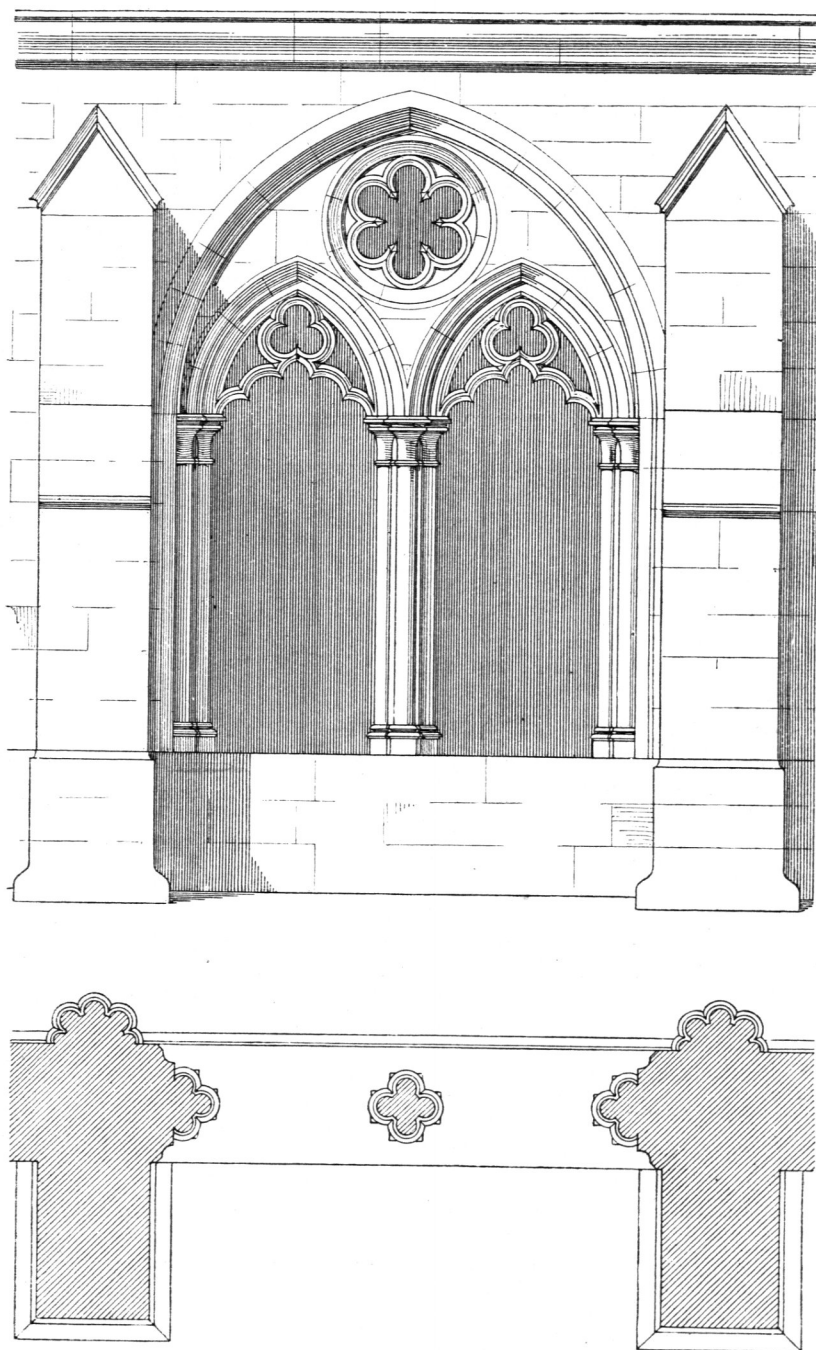
Fig. 195.



Vom
Klofter
zu
Maulbronn 149).

$\frac{1}{50}$ n. Gr.

Fig. 196.



theidigt werden follten, ihre kleinen Fenster, hinter denen jedoch im Inneren grofse Nischen sich befanden, meist mit Steinsitzen ausgestattet, so dafs die Armbrust- und Bogenschützen sich auch niederzusetzen konnten, so lange sie ihre Pfeile sparen durften. In Fig. 197¹⁵⁰⁾ ist eine folche Nische aus Ortenberg im Elfsafs gegeben.

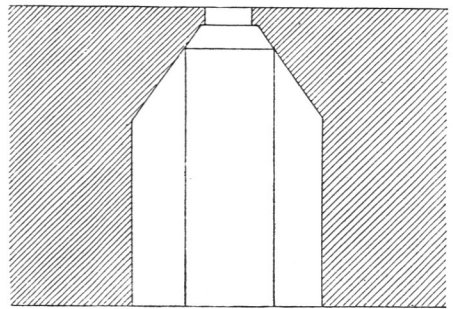
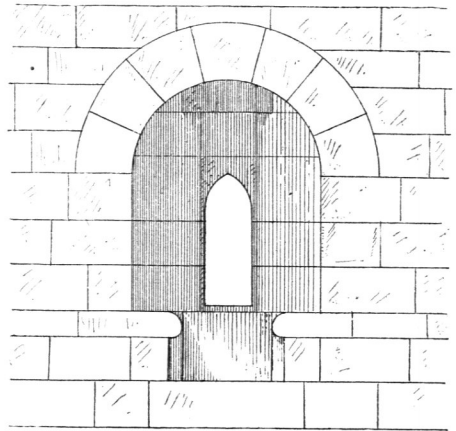
¹⁵⁰⁾ Nach: NAEHER, J. Die Burgen in Elfsafs-Lothringen. Strafsburg 1886.

163.
Anfänge der
Steinkreuze;
Overstolz'sches
Haus.

Wenn wir in das *Overstolz'sche* Haus eintreten, sind wir überrascht, in den nach dem Hofe zu gelegenen Räumen zwei ganz andere Fensterysteme zu sehen, welche lediglich dazu dienten, möglichst viel Licht von der gefahrfreien Seite ganz unbeschränkt eintreten zu lassen. Wir geben in Fig. 198¹⁵¹⁾ ein solches Fenster oder vielmehr eine Gruppe von vier solchen, welche über einer niedrigen Brüstung bei 0,75 m Weite eine Höhe von nahezu 3,00 m haben. Um diese Höhe zu unterbrechen, ist 1,75 m über der Sohlbank ein Zwischensturz gelegt, der gerade so auf den Säulchen ruht, wie der Sturz in Fig. 183. Der obere Theil ist nun, wie aus dem Durchschnitte ersichtlich, auf eine Verglasung angelegt; der untere dagegen zeigt aufsen, also auf der Hoffseite, einen Falz, in welchen Holzläden eingefügt wurden. Selbst wenn also diese geschlossen waren, was im Winter wohl dauernd der Fall war, brachten die oberen Oeffnungen Licht in das Gemach. Wir können uns aber auch die Läden aus Rahmen und Füllungen bestehend denken, von denen einzelne wieder offen, durch gefonderte Läden und gleichzeitig durch verglaste Fensterrahmen verschließbar waren, so dass

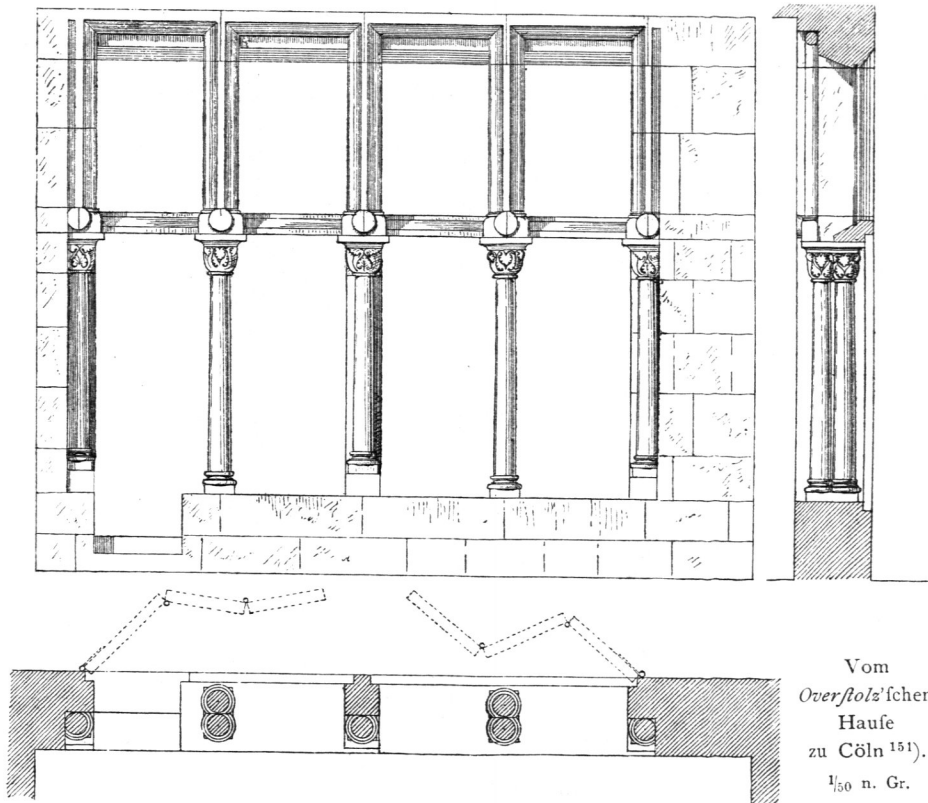
man, je nach Wunsch und Bedarf, entweder von der einen Seite her das verglaste Fenster in diesen Laden einklappen konnte oder von der anderen den geschlossenen kleinen Laden, eine Anordnung, wie wir sie im XV. und XVI. Jahrhundert am Niederrhein, wie in Flandern und den anderen niederländischen Theilen des alten deutschen Reiches häufig finden. Etwas größer noch ist die Anlage in dem anderen nach dem Hofe gehenden Gemache desselben Hauses, welches drei Fenster von nahezu 2 m lichter Breite bei 3,55 m Höhe zeigt, die nur durch zwei Pfeiler von 70 cm Breite von einander getrennt sind (Fig. 199 u. 200¹⁵¹⁾). Hier konnte man nicht einen einfachen Sturz einschieben; es musste auch zur lothrechten Unterstützung des Haupt-, wie des Zwischensturzes ein Zwischenpfeiler eingestellt werden. Nach aufsen ist dieses Fenster vollständig glatt; es sind nur die Falze vorhanden, in welche die Läden sich einfügten, je ein gefonderter in jede Oeffnung. Die Schaufseite ist nach innen gerichtet. Innen sind die Pfeiler profilirt und die Profilirung auch um den Sturz herumgeführt. Innen sind säulchenartige Rundstäbe an die Pfeiler der Steinkreuze durch Binder fest gehalten und in die Ecken der Pfeiler gestellt. Um am Sturze oben einen Binder für den Rundstab anbringen zu können, welcher am Pfeiler des Steinkreuzes steht, sind die beiden am Sturze anzubringenden Rundstäbe schräg in die Höhe gezogen und ihr Binder fenkrecht auf jenen des Pfeilerbinders gestellt. An der Brüstung sind jene

Fig. 197.

Fenster aus der Burg Ortenberg (Elfafs¹⁴⁰⁾. $\frac{1}{50}$ n. Gr.

¹⁵¹⁾ Nach: BOISSERÉ, a. a. O.

Fig. 198.



Vom
Overstolz'schen
Hause
zu Cöln ¹⁵¹⁾.
1/50 n. Gr.

Sitzbänke angebracht, welche die Fensternische so behaglich machen. Zu bemerken ist noch, daß, wenn die Läden etwa sämtlich zu gleicher Zeit geöffnet werden sollten, sie nicht vollständig umgelegt werden konnten, sondern gerade hinausstehen mußten.

Die Entstehung der Steinkreuzfenster im XIII. Jahrhundert lernen wir also beim *Overstolz'schen* Hause in Cöln kennen, und zwar gleich in beträchtlichen Mafsen; nur war dort der ganze Schmuck nach innen gelegt und nur eben Falze im Aeußeren. Diese Steinkreuzfenster bildeten nun von da an das Hauptmotiv für die Fensterbildung im gesammten Profanbau Deutschlands im XIV. und XV. Jahrhundert. Es würde unmöglich sein, ein erschöpfendes Verzeichniß der Bauten mit Steinkreuzfenstern aufzustellen. Wir haben an den oben vorgeführten Beispielen gerade genug. Der Gürzenich (siehe Fig. 43, S. 68) zeigt sie in großen Mafsen, das Cölner Kaufmannshaus (siehe Fig. 57, S. 83) in etwas kleineren; wir sehen sie dann an den Häusern zu Steyr (siehe Fig. 62, S. 91) u. f. w. Allenthalben ist ihre Construction sehr einfach; die Profilirung erhebt sich bis zu jener Gliederung, welche auch die Maßwerkspfosten erhalten. Theilweise ist in entsprechende kleine Falze, welche etwa in der Mitte der Pfostenstärke angebracht sind, eine Verglasung eingesetzt; theilweise ist die einfassende Gliederung nur auf der Außenseite vorhanden, und im Inneren sind nur Falze für Holzläden. Später fehlen auch solche, so daß ein gesonderter Holzrahmen dahinter gestellt werden konnte, welcher Fensterflügel oder Läden aufnahm. Natürlich kommen auch ausnahmsweise innen und außen profilirte ohne Falz vor, die demnach gar nicht verschlossen werden konnten.

164.
Steinkreuz-
fenster
des
XIV. u. XV.
Jahrh.

Fig. 199.

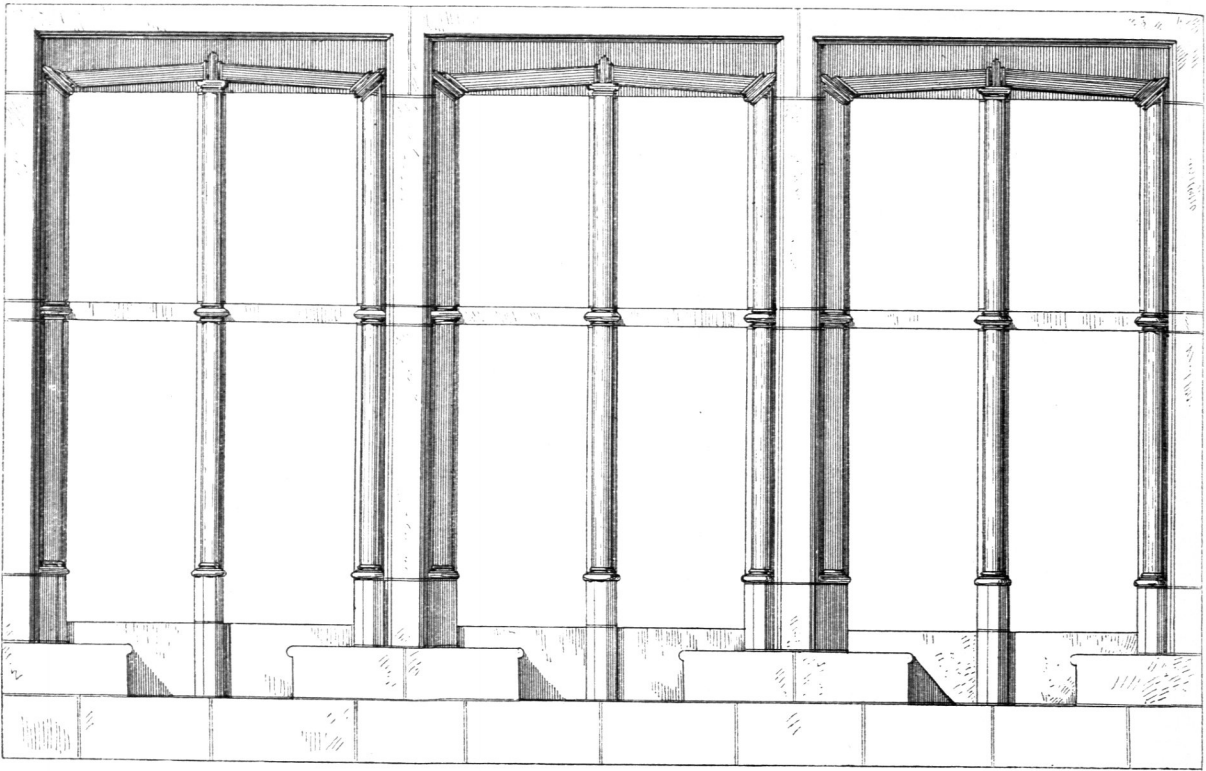
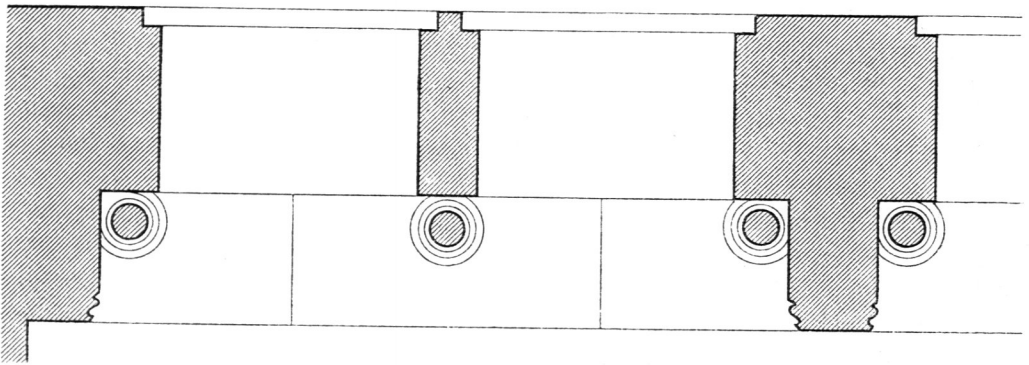


Fig. 200.



Vom *Overstolz'schen* Hause zu Cöln ¹⁵¹⁾.

$\frac{1}{50}$, bzw. $\frac{1}{25}$ n. Gr.

165.
Wehrgang-
fenster
zu
Vayda-Hunyad.

Wo die Verhältnisse es mit sich brachten, verwendete man auch mehrere horizontale Zwischenstürze. Die Fenster des Wehrganges zu Vayda-Hunyad (siehe unten Fig. 212) zeigen zwischen den Erkern, in Harmonie mit deren Fialen- und Wimperge-Architektur, einen spitzbogigen oberen Schluß, von einer Wimperge umfäumt. Die Fenster sind zweitheilig; jeder Theil hat der Höhe nach drei Abtheilungen, oben einen Spitzbogen mit einer Nafe. Der zwischen den beiden Spitzbogen bleibende Zwickel ist von einem Wappenschilde eingenommen. Unmittelbar unter den Spitzbogen ist ein oberer Sturz, tiefer unten, etwas oberhalb der Mitte

des darunter liegenden Theiles, ein zweiter, unterer Sturz. An der Sohlbank befindet sich unter jeder Fensteröffnung eine profilirte Console. An der Seite der Fenster stehen auf kleinen Consolen schlanke Säulchen, auf deren Kapitellen die Fialen Platz finden, welche zu den Wimpergen gehören. Es ist selbstverständlich, daß mindestens die unteren Oeffnungen dieser Fenster mit Läden verschlossen waren, welche einem ordentlichen Schusse widerstehen und so die Krieger schützen konnten. Der obere spitzbogige Theil mag etwa verglast, vielleicht auch ganz offen gewesen sein. Diese Fenster zeigen wohl die reichste Ausbildung, welche das Steinkreuzfenster nehmen konnte. Die Consolen unter den einzelnen Fensteröffnungen sind ein Motiv, welches auch anderwärts häufige Verwendung fand. Es findet sich z. B. nicht selten in Nürnberg, wo ja die Fenster-Architektur sonst die einfachste war, wo man statt der Fensterkreuze sich mit einfacher Pfoftheilung begnügte.

Noch muß wenigstens hingewiesen werden auf die letzte Phase der Entwicklung, wo der Sturz über den einzelnen Oeffnungen nach den Linien abwärts hängender Bogen und in sonst allerlei phantastischer Weise an der unteren Kante ausgeschnitten ist. Die *Albrechts-Burg* zu Meissen und eine Reihe anderer Werke bieten davon Beispiele. Insbesondere ist Sachsen reich an solchen.

Bezüglich der Fensterverschlüsse haben wir noch auf eine Art hinzuweisen, die im XV. Jahrhundert in Tyrol heimisch war, nämlich auf Schiebeläden, welche in Falze des Mauerwerkes eingeschoben wurden. Ein Beispiel eines solchen Verschlusses ist in Fig. 97 (S. 119) gegeben. An Stelle der Läden finden sich auch Rahmen mit Verglasung.

Die Steinkreuzfenster, an deren Stelle, wo die Höhe zu einem Zwischenstürze keine Veranlassung gab, bloß durch Pfofen abgetheilte Fenster treten, überdauerten das Mittelalter und sind in Cöln z. B. noch im XVII. Jahrhundert in Verwendung, allerdings ohne Profilirung, nur eben äußerlich mit Falzen versehen, in welche man Läden einklappen konnte, gerade wie bei jenen ersten im XIII. Jahrhundert. Es ist ja überhaupt auffällig, wie schwer die Renaissance, so freundlich sie von den Gebildeten in Deutschland aufgenommen worden war, die einzelnen traditionellen Anlagen verdrängen, wie sie nur durch deren Aufnahme, unter Preisgebung der classischen Reinheit und Feinheit, sich zu einer nationalen, d. h. einer in den breiten Massen des Volkes wurzelnden Kunst entwickeln konnte.

In Frankreich fanden auch im Schlusse des XV. Jahrhunderts die Steinkreuz Eingang, und wir finden sie z. B. in dem Hause des *Jacques-Coeur* (siehe Fig. 78, S. 102), wie im *Hôtel de Cluny* zu Paris (siehe Fig. 79, S. 103). Bei letzterem Gebäude sehen wir in der Höhe des Zwischensturzes ein Gefims an der Wand hin von Fenster zu Fenster laufen und sich mit gebrochenen Ecken um den oberen Theil der Fenster herumziehen. Seinen Ursprung hatte das Motiv darin, daß die Zwischenstürze nicht die Höhe einer ordentlichen Quaderschicht hatten, daß sie also mit ihren Enden entweder in einen anderen Quader eingesetzt werden mußten oder daß man um ihretwillen eine solche niedrige Schicht (in Nürnberg »Ratzenschicht« genannt) durch das Mauerwerk laufen lassen mußte. Diese niedrige Schicht verfuhr man alsdann mit einem Gefimsprofil und liefs es als Uberschlaggefims über das Fenster weggehen.

Die oben gegebene Ansicht des *Hôtel de Cluny* in Paris zeigt uns auch die Anwendung der großen steinernen Dachfenster, welche natürlich noch ihr Auflager auf der Frontmauer des Hauses hatten. Dort geht auf einem stark ausladenden

166.
Fenster der
Albrechts-
Burg.

167.
Schiebeläden.

168.
Beibehaltung
der
Steinkreuz
nach dem
Mittelalter.

169.
Steinkreuz
in
Frankreich.

170.
Steinerne
Dachfenster.

Gefimfe ein Gang hinter einer durchbrochenen Steinbrüstung vor diesen Dachfenstern hin, welche ebenfalls mit Steinkreuzen versehen sind. Anderwärts sind diese Gänge nur von einem Fenster zum anderen auf dem ausgeladenen Gefimfe angeordnet. Fig. 201¹⁵²⁾ giebt wohl das reichst decorirte Dachfenster dieser Art wieder, welches sich am Schlosse zu Joffelin (Bretagne) befindet. Dort ist die eigene Anordnung getroffen, daß die Fenster des obersten Geschosses, doppelte Steinkreuzfenster mit Wimpergen, weit über das Gefimfe in die Höhe gehen und als Dachfenster erst das niedrige, obere Steinkreuzfenster mit Wimperge angesehen werden kann. Die Randeinfassung des Dachfensters stellt Eckthürmchen dar, aus deren Spitzdache zwischen vier simulirten Dachfensterchen hohe Fialen heraussteigen. Der Giebel der Lucarne entspricht diesen Fialen als Wimperge; aber die französische einfache Haltung der Giebel des Wohnbaues überhaupt, auf welche wir schon oben aufmerksam gemacht haben, tritt auch hier auf, und es ist nur ein einfaches Monogramm als Schmuck der dreieckigen Fläche angebracht. Das ganze Dachfenster ist so hoch hinaufgetrieben, daß sein First mit jenem des Hauptdaches zusammentrifft. Diese französische Anordnung der Dachfenster ist in Deutschland sehr selten. Doch bietet die *Albrechts-Burg* zu Meissen (siehe die Tafel bei S. 97) auch Beispiele derselben, allerdings weit entfernt von dem ausgefuchten Reichthum unseres französischen Beispiels.

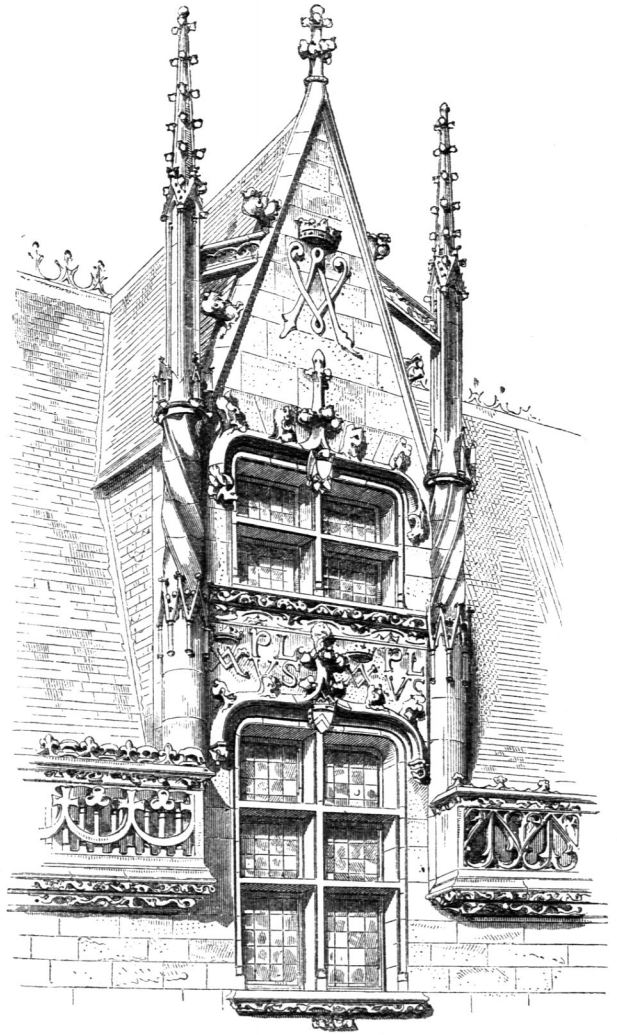


Fig. 201.

Dachfenster vom Schlosse zu Joffelin¹⁵²⁾.

^{171.}
Kelleifenster.

Wiederholt schon ist auf die unendliche Fülle abwechselnder Motive hingewiesen worden, welche die Schlussperiode der Gothik hervorgebracht hat und durch welche der im Allgemeinen doch einfache Profanbau jener Zeit den großen, pikanten, malerischen Reiz gewonnen hat, durch welchen er uns erfreut. Es sind mitunter

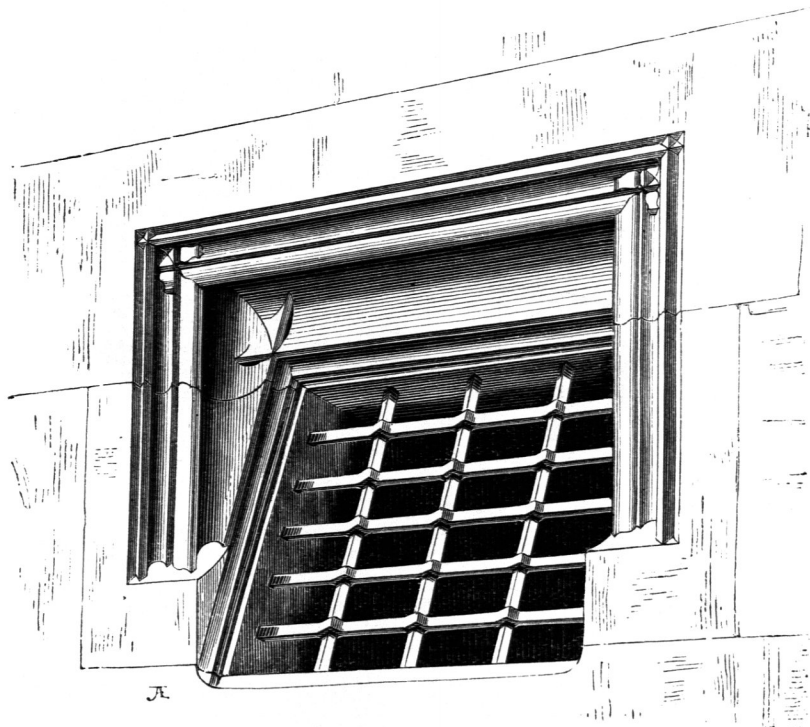
¹⁵²⁾ Nach: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. 6. Paris 1863. S. 190.

Kleinigkeiten, die aber doch die Liebe erkennen lassen, mit welcher der einzelne Meister, vielleicht auch nur ein Gefelle, dessen Namen aufzubewahren weder er selbst, noch sonst Jemand dachte, sich in feine Arbeit vertiefte. War es der Meister selbst, oder war es einer seiner Gefellen, welcher am Rathhause zu Krakau ein in einen gewölbten Raum vom oberen Theile desselben hinableuchtendes Fensterchen, das Kellerfenster, so gestaltete, wie es in Fig. 202¹⁵³⁾ erscheint, das er das Profil sich oben erweitern liefs und innerhalb der lothrechten Umrahmung noch eine schräge herstellte?

Wenn wir jene bei den älteren Bauten häufigen, in starken Mauern angebrachten Fensternischen anschauen, welche, wie z. B. die Dachfenster der Albrechtsburg zu Meissen, bei ihrer großen Tiefe gewissermaßen ein eigenes kleines Gemach

172.
Ausgebaute
Fenster.

Fig. 202.



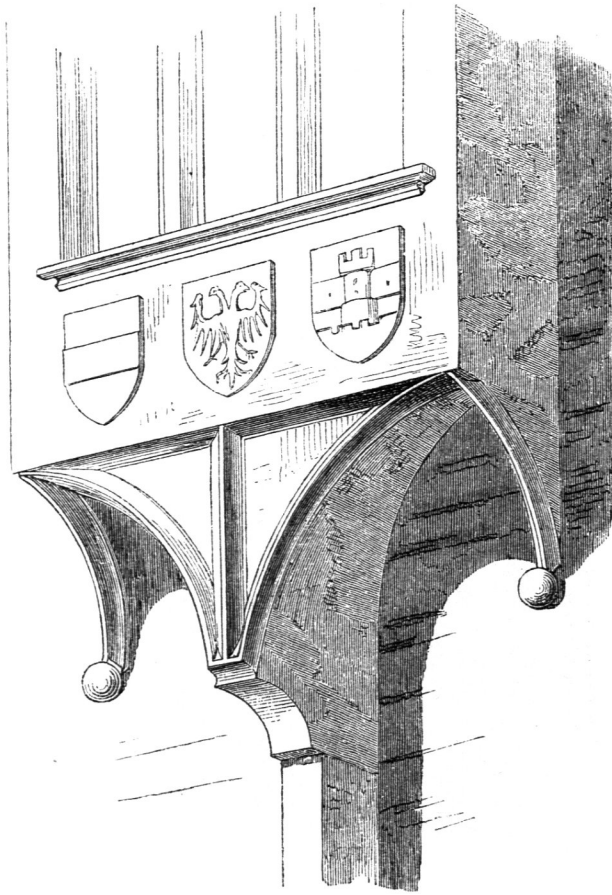
Vom Rathhaus zu Krakau¹⁵³⁾.

bilden, so freuen wir uns der Behaglichkeit, mit welcher ein solches eingerichtet werden konnte. Mitunter ist trotz der Kleinheit des Raumes der Blick durch das Fenster besonders anziehend; mitunter ist es auch die Lichtstimmung, welche das Gemach erhält, wenn aus der tiefen Nische das Licht in den Raum fällt. Wir können es deshalb recht wohl begreifen, das man im XV. Jahrhundert, vorzugsweise in der zweiten Hälfte desselben, wenn die Dicke der Mauern nicht zureichend war, einzelne Fenster auf Vorkragungen aus der Mauer nach aussen hervortreten liefs und so künstlich eine tiefe Nische bildete, welche im Inneren des Raumes wesentlich die Behaglichkeit, aussen die malerische Erscheinung desselben förderte. Fig. 203 gibt ein Beispiel

¹⁵³⁾ Nach des Verfassers Buch: Die mittelalterlichen Kunstdenkmale der Stadt Krakau. Leipzig 1866.

vom Rathhause zu Perchtoldsdorf bei Wien¹⁵⁴⁾. Ein zweites, bei welchem der Vorprung so weit geht, das auch an den Seiten noch Fensteröffnungen angebracht werden konnten (Fig. 204), ist einem Hause zu Freiburg i. B.¹⁵⁴⁾ entnommen. In sehr verschiedener Art sind diese Vorkragungen gebildet. Meist sind es consolenartig über einander vortretende Steine von verschiedenem Profil, welche dann durch Bogen mit einander verbunden sind oder auf welche eine Platte gelegt wurde, die

Fig. 203.

Vom Rathaus zu Perchtoldsdorf¹⁵⁴⁾.

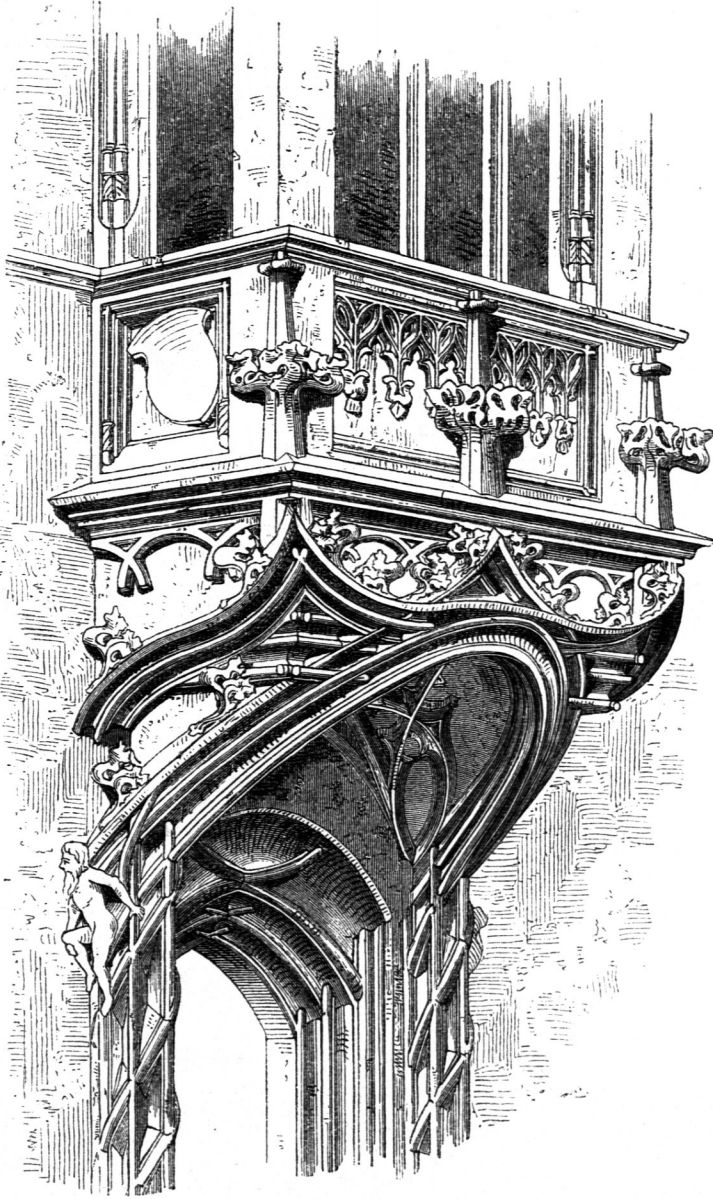
zugleich den inneren Fußboden bildete. Fig. 205 bis 207¹⁵³⁾ geben verschiedenartige Proben solcher vorgekragten Steine, die man ja auch zum Tragen von Galerien und anderen ausgeladenen Bautheilen verwendete. Sie sind aus Krakau und haben bei der Wiederherstellung des *Collegium Jagellonicum* dort einen neuen Platz gefunden.

Wir beschließen dieses Kapitel mit der Darstellung des vortretenden Fensters, welches *Hans Beheim* im Jahre 1515 im Nürnberger Rathhause am Gange vor der

¹⁵⁴⁾ Nach Zeichnungen des Verfassers veröffentlicht in: Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Bd. VI. Wien 1861. S. 1. o.

Rathsstube errichtet hat (Fig. 208¹⁵⁵). Die Abschlussmauer dieses Ganges nach dem Hofe ruht auf einem Bogen, und es mußte deshalb die Vorkragung des Fensters in diesen Bogen eingreifend so hergestellt werden, daß eine ganze Reihe von Steinen, einerseits fünf neben dem Schlußsteine, andererseits deren zwei, im

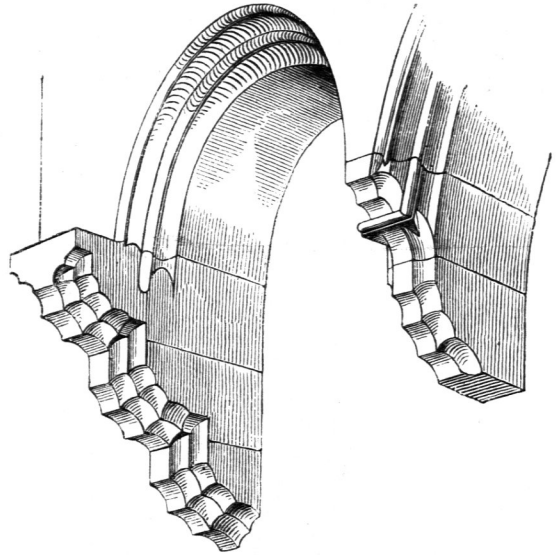
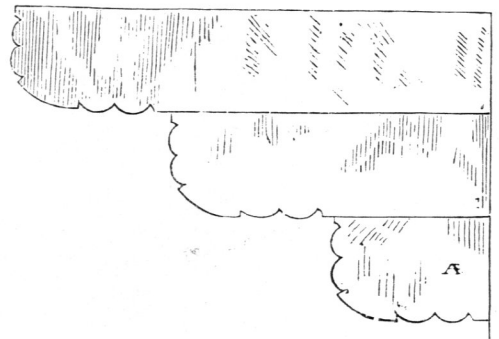
Fig. 204.



Von einem Haufe zu Freiburg i. B.¹⁵⁴).

¹⁵⁵) Nach einer Zeichnung, welche der treue Mitarbeiter des Verfassers beim letzten Rathhausbaue zu Nürnberg, der ihm vom Magistrate zugewiesene Architekt *Wallraff* aus Gernsbach, im Baubureau anfertigte und die er später auch in dem Werke: »MUMMENHOFF, E. Das Rathhaus zu Nürnberg« (Nürnberg 1891) mit einigen Aenderungen verwendete. Bei der langen Dauer dieser unserer gegenwärtigen Arbeit ist unsere Reproduction schon einige Jahre vor jener früher ausgegebenen angefertigt.

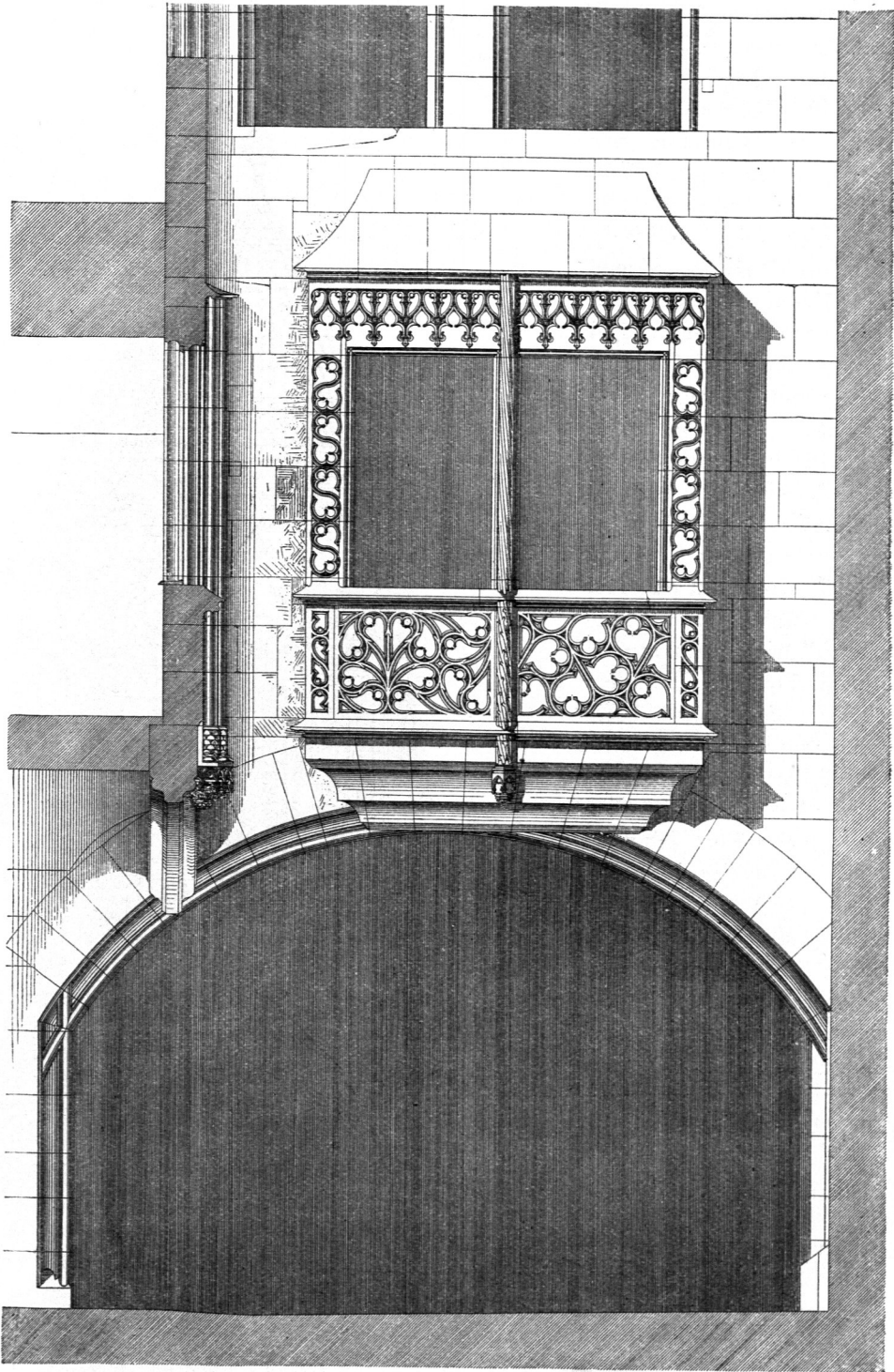
Ganzen also acht große Steine des Bogens, fast meterweit aus demselben herastreten. In diese ist das Profil der Vorkragung gehauen und an dasselbe anschneidend das Profil des Bogens. Maßwerk-Verzierungen verkleiden die Fläche des kleinen Gebäudes. Eine aus gewundenen Stäben bestehende säulenartige Verzierung belebt die Mitte; das Dach ist ein einfaches Steindach mit leicht gehöhlten schrägen Flächen; durch Einbinden desselben in das obere Mauerwerk wirkt es der Tendenz jeder ausgekragten Masse, sich oben vorzuneigen, entgegen. Das ganze kleine Bauwerk hatte offenbar den Zweck, da es der Haupttreppe zum großen Saale parallel steht, von dieser also gesehen werden konnte, von den zum Saale Aufsteigenden durch die Seitenfenster der Treppe gesehen zu werden und somit das reizende Bild abzurunden, welches der kleine Rathshaushof bot. Es sollte etwa auch den Raum für jene erweitern, welche vor der Rathsstube zu warten hatten.

Fig. 205¹⁵³).Fig. 206¹⁵³).Fig. 207¹⁵³).

e) Die Chörchen und Erker.

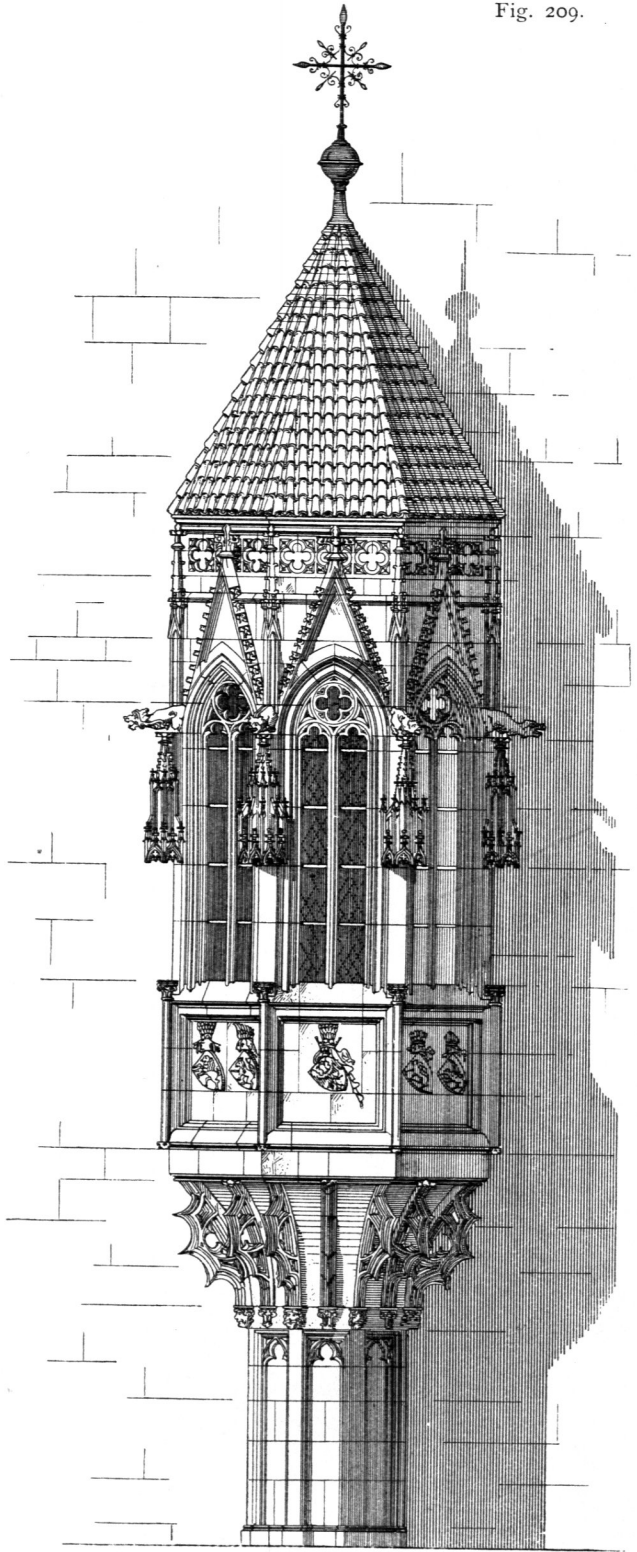
Die Hauscapellen lassen fast durchweg auch von außen sich erkennen und tragen so wesentlich zur Belebung der äußeren Erscheinung der Wohngebäude bei. Zum mindesten ist, selbst wenn sie in nebenfächlichen, gangartigen Gelassen untergebracht sind, ihr Fenster anders gebildet, als jene der Wohnräume, und tritt so belebend aus der Reihe der übrigen hervor. Meist aber sind es die Chörlein, an welchen auch von außen die Capelle erkannt wird. Wir haben bei Betrachtung der Capellen schon diese Chörlein erwähnt, bei einigen Beispielen gerade auf sie hingewiesen als Beweis, daß in dem betreffenden Bau eine Capelle vorhanden ist, welche schon äußerlich sichtbar wird. Was die älteren dieser Chörlein betrifft, so

Fig. 208.

Vom Rathhaus zu Nürnberg ¹⁵⁵). $\frac{1}{50}$ n. Gr.

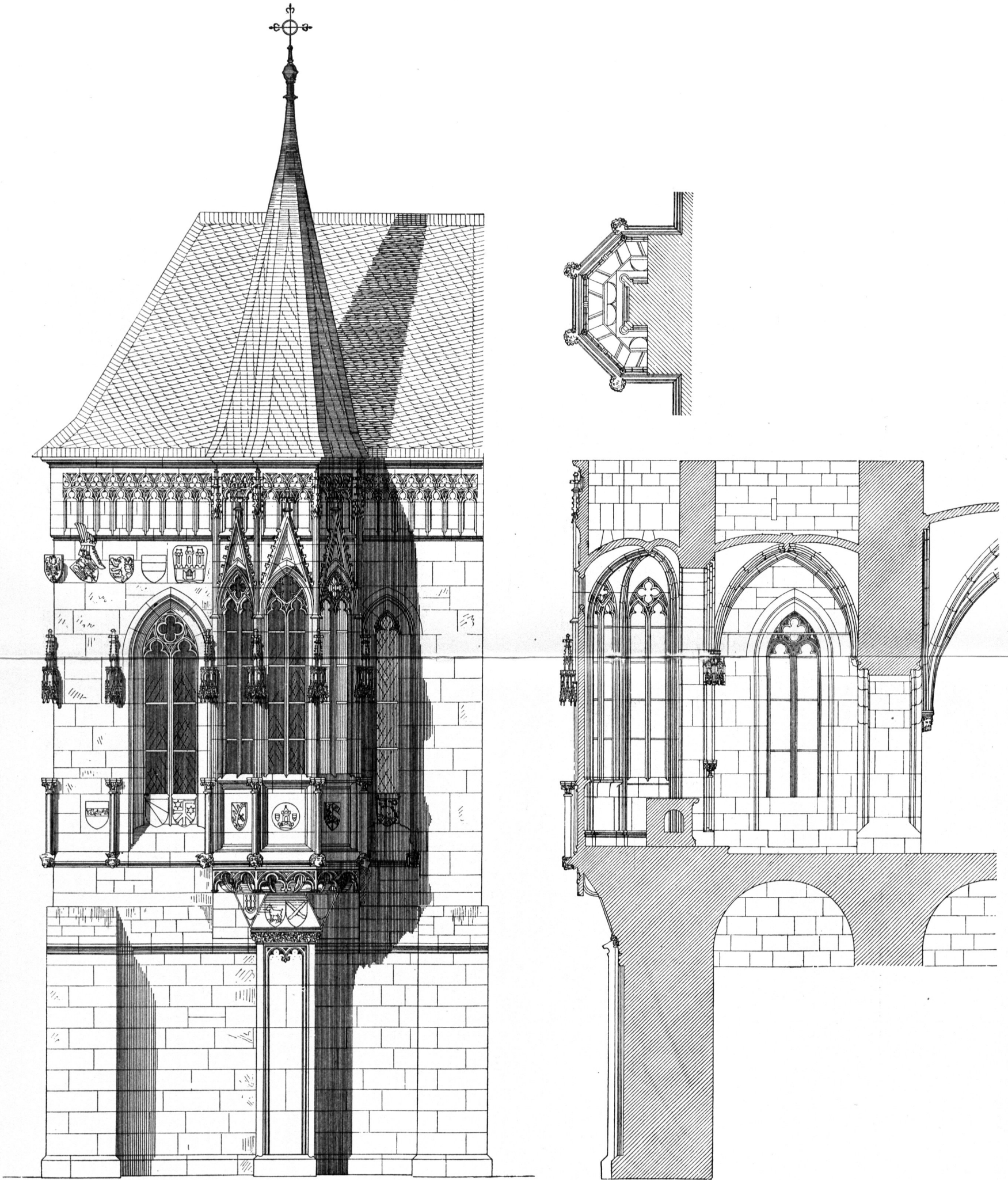
sind dieselben so einfach, daß wir selbst den kleinen Abbildungen, wie sie in Fig. 37 (S. 77) u. 70 (S. 128) des vorhergehenden Heftes dargestellt sind, nur wenige Worte beizufügen haben. Sie sind halbrund mit steinernem Dache, jener von Landsberg mit einem Rundbogenfrieße, mehreren Lifenen, so wie mehreren verschieden gestaltigen Fenstern versehen, auf einem profilirten consolenartigen Träger aufgebaut. Jener des Trifels hat ein reich verziertes Gesims mit Bogenfries, ein einziges Fenster und sein Unterbau besteht aus zwei Consolen, welche durch ein Gewölbe mit einander verbunden und durch Halbgewölbe an den Thurm kern angeschlossen sind. Das Chörlein der Capelle des Kamperhofes in Cöln ruhte auf einem profilirten, halbrunden Unterbau und hatte drei spitzbogige Fenster; das Dach war mit Schiefeln gedeckt. Zu dem, was wir in Art. 58 (S. 64) über das einfache Chörchen am Nürnberger Rathhause gesagt, haben wir gleichfalls nichts beizufügen.

Aber im Laufe des XIV. Jahrhunderts bildete sich die Architektur dieser Chörchen zu wahren Schmuckstücken aus. So ist das auf der neben stehenden Tafel abgebildete Chörchen der Hauscapelle am Prager Rathhause mit einem Reichthume ausgestattet, der bis dahin unerhört war. Das Untergeschoß des ganzen Baues hat einen beträchtlichen Vorsprung, der noch in der Breite des Chörchens emporgeführt ist, so daß dessen Ausladung um so weniger be-



Vom Carolinum zu Prag¹⁵⁶⁾. — $\frac{1}{100}$ n. Gr.

174.
Chörchen
vom
Rathhaus
zu
Prag.

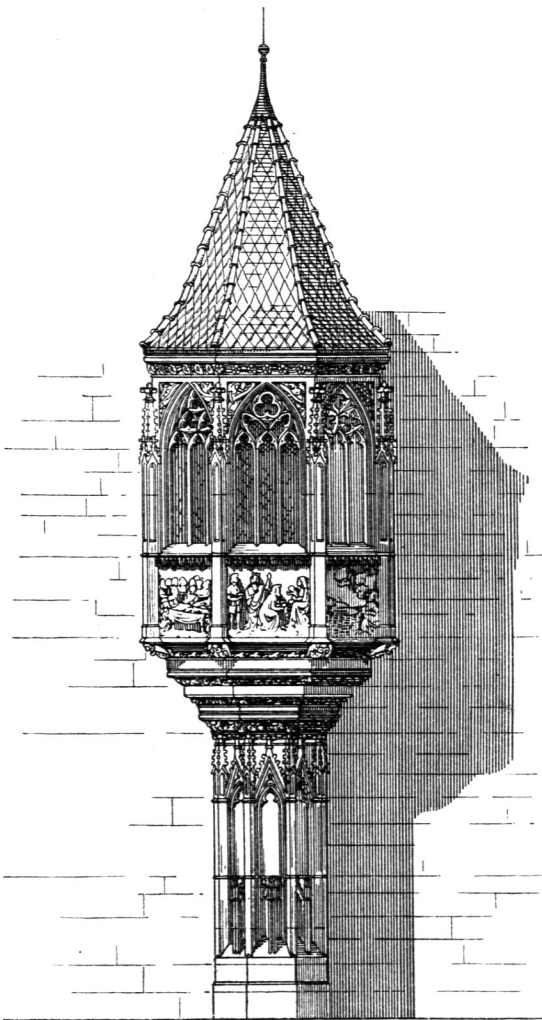


1:100
0 1 2 3 4 5 m

Hauscapelle am Rathaus zu Prag.

trächtlich zu werden brauchte, als noch ein rechteckiger Pfeiler einen besonderen Unterfatz bildet. Der Uebergang in das Achteck ist auf dem Kapitell dieses Pfeilers so hergestellt, daß eine lothrechte, dreikantige Fläche von den Ecken des Pfeilers in die Höhe geht, vorn ein oben schmaleres, gering ausgeladenes Paralleltapez sich zwischen diese beide Dreiecke stellt, während halbe solche Trapeze die Seiten einnehmen. Auf das so hergestellte Achteck sind vier breite Consolen vorgehoffen, zwischen welchen eine schräge Fläche nach oben vortritt, so daß

Fig. 210.



Vom Sebaldler Pfarrhof zu Nürnberg.

 $\frac{1}{100}$ n. Gr.

Fläche steigt von einer Console eine Rippe auf, welche durch frei vorhängendes Maßwerk einen sehr bewegten Contour zeichnet (Fig. 209¹⁵⁶).

Wesentlich kleiner, insbesondere niedriger ist das schöne Chörlein am Sebaldler Pfarrhof zu Nürnberg, welches noch reicher ausgestattet ist, als die beiden Prager. Wir geben dasselbe in Fig. 210 im gleichen Maßstabe, wie die Prager wieder. Schon

ein volles Auflager für das Gesims gegeben ist, von welchem ein durchbrochener Maßwerk-Bogenfries herabhängt. An den Ecken des weit ausgeladenen Gesimses sind Köpfe als Consolen angebracht, auf welchen die Ecken des Chörchens einfassende Säulen stehen, deren Kapitelle in Brüstungshöhe Figuren tragen sollten, über welchen reiche Baldachine angehängt sind, von denen sodann eine Fialen-Architektur bis zum Hauptgesimse emporgeht, zwischen der die schlanken, spitzbogigen Fenster mit starken Wimpergen versehen sind. Ein einer Galerie entsprechender Maßwerkfries schließt die ganze Capelle und somit auch das Chörchen oben ab, welches durch ein hoch aufsteigendes Spitzdach den Charakter eines Thürmchens erhält.

Ganz verwandt damit ist das Chörchen am Carolinum zu Prag, welches jedoch bei geringer Höhe, insbesondere des Unterbaues, etwas mehr in die Breite entwickelt ist. Es ist insbesondere die eigenthümliche Bildung des Unterbaues, welche zunächst in das Auge fällt. Ein achteckiger Pfeiler trägt denselben; eine einfache große Hohlkehle zeichnet den ausladenden Körper; aber an jeder Kante, wie in der Mitte jeder

175.
Chörchen
vom
Carolinum
zu
Prag.

176.
Chörchen
vom Sebaldler
Pfarrhof
zu Nürnberg.

¹⁵⁶) Nach den Aufnahmen der Wiener Bauhütte.

der Unterbau ist hier mit Fialen und Wimpergen geziert und hat fünf Unterfätze für Figuren. Reich gegliedert und mit vier durch Ornament belebten Hohlkehlen versehen, erhebt sich auf diesem Pfeiler die Ausladung. Das Chörchen selbst ist an den Ecken mit Fialen versehen; die Brüstungen tragen Szenen aus der biblischen Geschichte in hohem Relief, und es sind über denselben Reihen von Baldachinen unter dem Brüstungsgefimse angelegt. Reiche, dreitheilige Maßwerkfenster und über denselben abermals Figuren in den Zwickeln derselben füllen die Hauptflächen. Ein mit einer Hohlkehle, in welcher ein Rosenfries sich befindet, versehenes Gefimse schließt den Bau ab, der jetzt ein außer Verhältniß niedriges Dach trägt, das auf unserer Zeichnung auf das richtige Verhältniß erhöht ist.

177.
Andere
Chörchen
zu
Nürnberg.

Auch an das schöne Chörlein am *Schlüßelfelder'schen* Thurme in Nürnberg müssen wir unter Hinweis auf die auf S. 86 gegebene Fig. 58 erinnern, weil da selbst statt des sonst überall üblichen Spitzdaches, eine thurmartig gebaute Laterne für ein ewiges Licht errichtet, dadurch aber ein noch leichteres Verhältniß erzielt ist, als sonst durch die Thurmspitzen.

Noch ein drittes Chörlein von einiger Bedeutung besaß Nürnberg im alten Lorenzer Pfarrhofe, welches, wie wir oben bei Betrachtung der Hauscapellen gesagt, in einer Copie am neuen Pfarrhofe unter Benutzung einzelner der alten Steine wieder errichtet wurde. Es ist das einfachste derselben in Fig. 211 (im Maßstab von 1:100) dargestellt, aber ebenfalls mit einem entsprechenden Spitzdache; denn in der Ausführung mußte sich des oberen Stockwerkes wegen die Copie auch mit einem recht niedrigen Dache begnügen.

Nur um nicht den Schein zu erwecken, als würden wir gerade das uns am allernächsten Liegende übersehen, sei auch das sonst ganz einfache Doppelchörchen erwähnt, welches im ehemaligen Augustiner-Kloster sich befand und jetzt mit den Resten desselben in das Germanische Nationalmuseum übertragen und dort wieder aufgebaut ist. Das untere Chörchen gehörte dem Kapitelsaal an, von welchem in Art. 93 (S. 112) die Rede war, das darüber stehende dem Dormitorium und wurde als *St. Augustins-Capelle* bezeichnet.

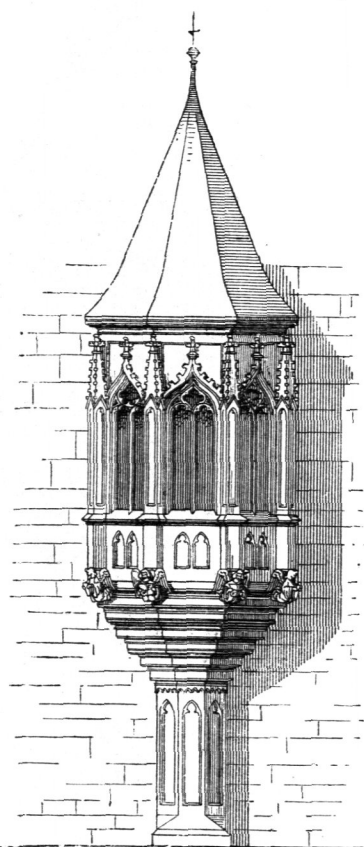
178.
Chörchen
zu
Maulbronn.

Zum Schlusse geben wir, unter Hinweis auf das in Art. 124 (S. 166) Gefagte, mindestens noch in kleiner perspectivischer Zeichnung, das Chörlein der Abtswohnung zu Maulbronn wegen des hohen Unterfatzes, da die Capelle sich im II. Obergeschoß befand (Fig. 212¹⁵⁷).

179.
Erker.

Die Thürmchen, welche polygon angelegt an den Ecken und auf den Flächen der Gebäude sich erheben, sind mitunter auf ein einzelnes Stockwerk reducirt und haben alsdann im Aeußeren fast das Aussehen von Chörchen; sie sind indeffen nur

Fig. 211.



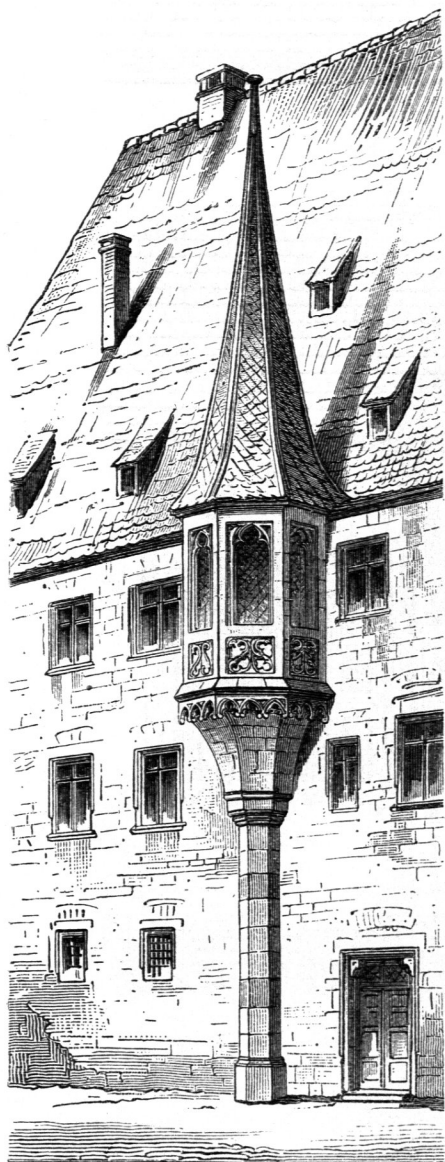
Vom Lorenzer Pfarrhof zu Nürnberg.

$\frac{1}{100}$ n. Gr.

157) Nach: PAULUS, E. Die Cisterziener-Abtei Maulbronn. Stuttgart 1873-79.

Erker. In der Regel sind sie jedoch einfacher, als die wirklichen Chörlein; insbesondere aber zeigen die Fenster meist die einfache Steinkreuz-Construction und sind nicht spitzbogig und mit Maßwerk versehen, wie die Kirchenfenster. Auch gehen die Capellen-Chörchen ausnahmslos gegen Osten. Wir würden das zuletzt dargestellte Chörchen, weil es nicht orientirt ist, nicht als solches, sondern als Erker bezeichnen, wenn es nicht gerade an der Curie des Abtes sich befände, die ohne Hauscapelle nicht denkbar ist. (Vergl. Art. 126, S. 166).

Fig. 212.

Vom Kloster zu Maulbronn¹⁵⁾.

zur Stimmung des Inneren beitrug. Ein solches Thürmchen, polygon angelegt, besteht somit aus einer Reihe von Erkern über einander. Wir haben in Fig. 214 ein solches aus Innsbruck dargestellt. Eben so wurden auch Reihen flacher, ausgebauter Fenster als Thürmchen an den Fronten in die Häuser gesetzt.

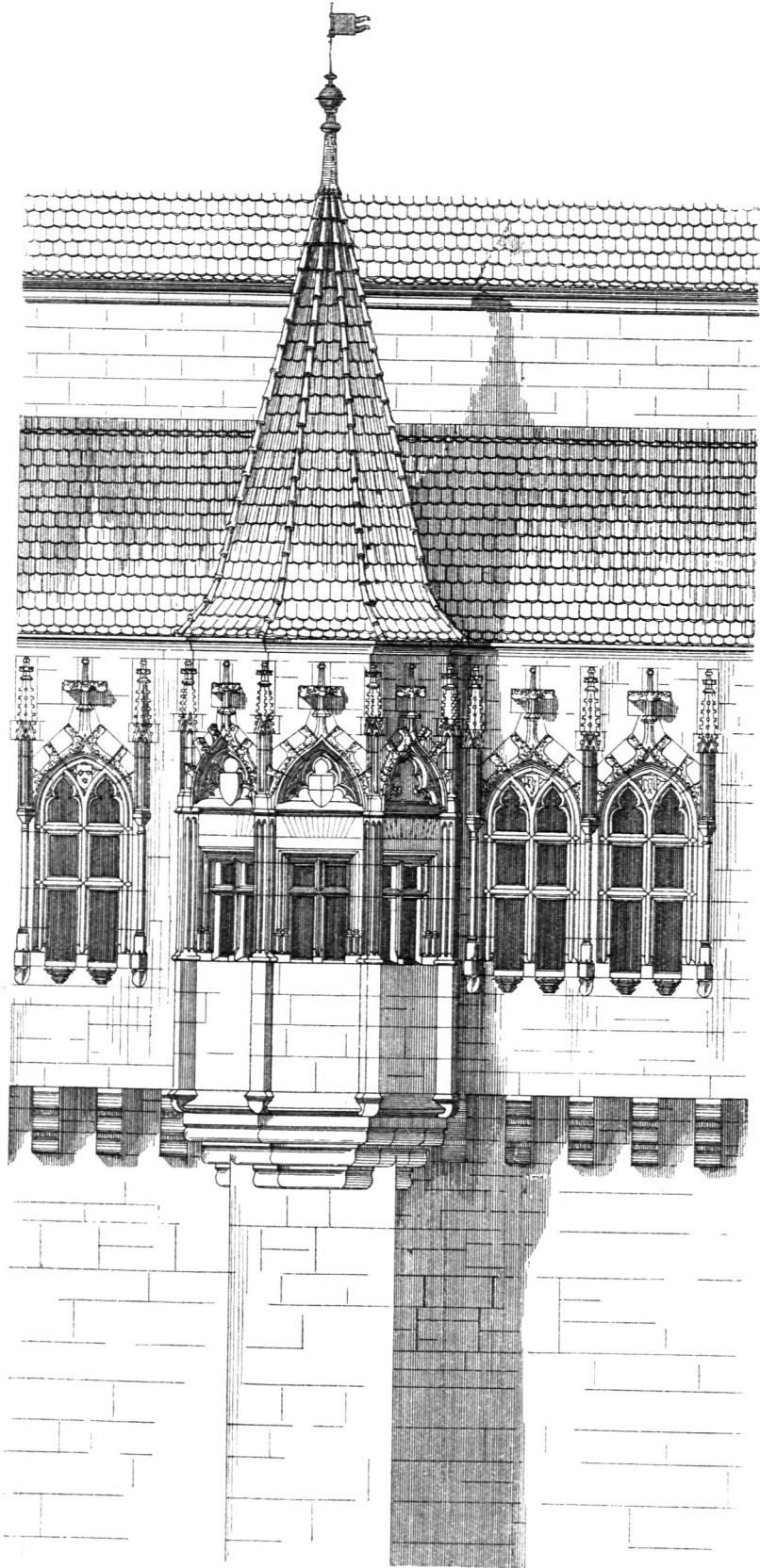
Wir haben ja doch manche Erker, die den Chörlein fast noch ähnlicher sind. Da wir nicht viele Beispiele geben können, so bieten wir in Fig. 213 eines der schönsten und reichsten Beispiele eines solchen den Chörlein verwandten Erkers, wie deren vier an der Westseite des Saalbaues auf der Burg Vayda-Hunyad (siehe Art. 110, S. 140 des vorhergehenden Heftes) sichtbar sind. Diese vier Erker stehen in der Mitte des Wehrganges und erheben sich auf Strebepfeilern, welche den Saalbau stützen; gleich Chörlein sind sie an den Kanten mit Fialen besetzt, zwischen denen über einem horizontalen Gesimse Wimperge den oberen Theil der Fläche beleben, während ganz getrennt davon Steinkreuzfenster in den Flächen liegen, welche, um der kriegerischen Bedeutung wenigstens einigermaßen Rechnung zu tragen, nicht mit Verglasung, sondern mit kräftigen Holzläden versehen waren, die, wenn sie so construirt waren, wie in Art. 156 (S. 192) angegeben, auch die friedliche Benutzung nicht hinderten.

180.
Erker
zu
Vayda-Hunyad.

Auf dem gesammten Architekturgebiete gehen verschiedene Motive durch Zwischenstufen in einander über, und so streifen auch die Erker andere Motive. Beim Studium der Treppenthürmchen ist davon zu sprechen, daß deren malerische Erscheinung dazu beitrug, daß man ähnliche Thürmchen, auch ohne daß sie Treppen enthalten, an die Hausfacaden anlegte, wodurch in jedem Geschoß ein Raum einen Ausbau erhielt, der viel

180.
Erker-
thürmchen.

Fig. 213.

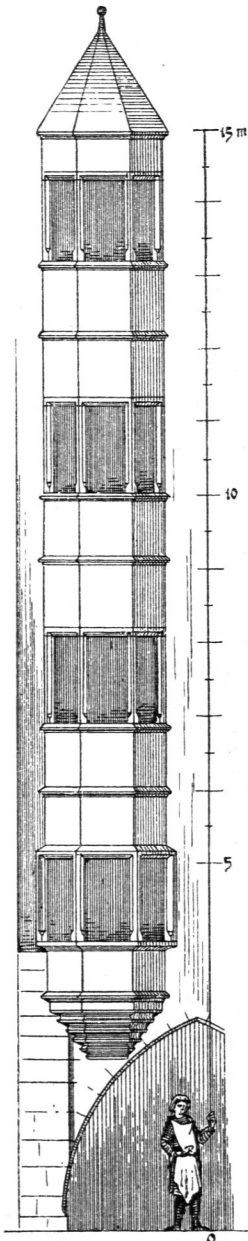


Von der Burg Vayda-Hunyad. — $\frac{1}{100}$ n. Gr.

Im Allgemeinen bezeichnet man alle diese Anlagen, so vielgestaltig sie auch sind, als »Erker«; in Nürnberg heißen sie ausnahmsweise sämtlich »Chörlein«. Es hat diese letztere Bezeichnung in so fern eine Berechtigung, als die ältesten Erker in

182.
Abtammung
des Wortes
»Erker«.

Fig. 214.



Thürmchen zu Innsbruck.

der That Chörlein von Hauscapellen waren und auch die nicht als solche dienenden Erker von diesen gewiss ausgegangen sind. Welches Motiv dem ursprünglichen Begriffe des Wortes »Erker« entsprach, steht noch immer nicht fest. Es ist dieses Wort, welches in der Literatur des Mittelalters, insbesondere bei Mittheilungen der Dichter über Burgen, öfter vorkommt, vielfach von *arcus* (Bogen) abgeleitet worden. Ob dies zulässig ist, so nahe es zu liegen scheint? Alles, was wir heute so bezeichnen, ist kein Bogenbau. Und was die Alten unter dem Worte verstanden haben, wissen wir nicht, da kein Schriftsteller eine Beschreibung eines solchen giebt. Wir sind der Meinung, daß im Mittelalter dieses Wort eine andere Bedeutung hatte; aber nachzuweisen, wie der Gebäudetheil ausah, den man damals als »Erker« bezeichnete, wollte uns nicht gelingen. In Nürnberg benennt man von älterer Zeit her mit diesem Worte heute noch die Dachluken; allein Bogenbauten sind diese auch nie gewesen. Muß etwa, entgegen den Annahmen der Sprachforscher, ein anderer Stamm für das Wort »Erker« gesucht werden, als das lateinische *arcus*?

f) Die äußeren Treppen.

(Freitreppen, Treppenthürme.)

Die Sitte des Mittelalters, alle jene Räume, welche für das Leben im Hause eine gewisse Bedeutung beanspruchten, nicht zu ebener Erde anzulegen, brachte es mit sich, daß die Freitreppen, welche zu höheren Geschossen emporführen, in der mittelalterlichen Architektur eine gewisse Bedeutung erhielten. Es war in Kap. 2 von den Freitreppen der Palastbauten die Rede, deren verschieden gestaltete Anlagen, wenn auch die Treppen selbst meist zu Grunde gegangen sind, doch noch so weit erkennbar waren, daß sie reconstituirt werden konnten; so am Kaiserhause zu Goslar, auf der Wartburg, in Braunschweig u. s. w. Auch von der Freitreppen des Schlosses zu Montargis war die Rede, bei welcher von drei Seiten her breite Läufe auf einem Podest zusammen treffen, von welchem der vierte zur Saalthür emporführt. Wir haben von der hölzernen Freitreppen der Nürnberger Burg gesprochen und nachgewiesen, daß in Münsenberg und Gelnhausen kaum andere, als hölzerne Treppenbauten bestanden haben können.

183.
Palasttreppen.

Wir haben also bezüglich der älteren Freitreppen im Profanbau kaum mehr etwas zu sagen. Nur bezüglich der späteren bleiben uns Bemerkungen übrig. Zunächst sei noch einmal darauf hingewiesen, daß, je mehr sich die Hallen zum Saalbau der späteren Zeit entwickelten, um so mehr die Freitreppen zurück- und die

Wendeltreppe an ihre Stelle trat. Noch haben wir zwar auf die Freitreppe hingewiesen, welche vor dem Remter zu Marienburg sich befunden haben muß; wir haben von jener gesprochen, welche zur Eingangsthür der Hochmeisterswohnung geführt hat (C in Fig. 31, S. 54). Wir haben von jener gesprochen, welche an der Nordseite des Gürzenich in langem Laufe von einem Podest unterbrochen bedeckt zum Saale emporführte. Wir hätten noch auf manche ähnliche hinweisen können; wir erinnern nur an die hübsche Treppe des früheren Rathhauses zu Neustadt a. d. Haardt, an die *Beheim'sche* des Rathhauses zu Nürnberg, jene des Rathhauses zu Nördlingen und so manche andere ähnliche Anlage. Manche derselben zeigt ja schon die Formen der frühen Renaissance, ist aber doch nur die in anderen Formen erfolgte Erneuerung einer gleichen älteren Anlage, wie dies ja nachgewiesenermaßen auch die *Beheim'sche* in Nürnberg ist. Denn während die älteren Anlagen bis in das XIV. Jahrhundert und wohl in den Beginn des XV. herein alle unbedeckt waren, sehen wir bereits bei der Gürzenich-Treppe, daß sie, wenn auch nach der Seite ganz offen, doch bedeckt war, und finden von da an diese Bedeckung bei allen Nachfolgern, sowohl bei jenen, die wir genannt haben, als bei der großen Zahl der nicht genannten. Meist ist die Treppe mit einer auf Pfeilern und Bogen ruhenden Zarge angelegt, in welche die einzelnen Stufen eingreifen. Auf dieser Zarge stehen sodann dünne steinerne Säulchen oder auch Pfeilerchen, die entweder ebenfalls durch Bogen mit einander verbunden sind und theilweise Tonnen-, theilweise über einander aufsteigende Kreuz- oder Sterngewölbe tragen, theilweise auch steinerne oder auch hölzerne Gebälke, auf welchen einfach das Dach, von unten sichtbar, ruht, wenn nicht eine Täfeldecke die Unterseite desselben bekleidet. In der mannigfaltigsten Weise findet, theilweise recht pikant, die architektonische Ausgestaltung dieser späten Werke statt. Theilweise konnte auch eine architektonisch mit der Treppe verbundene Bedeckung derselben wegbleiben, wenn das Dach des Gebäudes weit vorprang. Wir erinnern an unsere auf der Tafel bei S. 73 gegebene Abbildung, um nochmals darauf hinzuweisen, wie naiv man solche weite Dachvorsprünge construirte. Lag das Gebäude etwa zwischen zwei anderen zurück, so legte man einfach auf diese beiden vorspringenden Bauten eine frei schwebende Pfette auf und ließ bloß die Sparren selbst oder Schifter von denselben aus zu dieser Pfette gehen, auf welcher sie mit geringem weiteren Vorsprünge auflagen, während von Consolen in der Mauer ausgehende Bügen oder Streben die Pfette noch stützten.

Auch bei Privathäusern, insbesondere im Süden, wo wieder italienische Vorbilder nahe lagen, finden sich von der Straße aus ähnliche ein-, auch zweiarmlige solche Treppen zu den hoch liegenden Eingangsthüren der Häuser emporgeführt.

Die Scheu aller Wohlhabenderen vor ebenerdigen Räumen brachte es mit sich, daß hohe gewölbte Keller angelegt wurden oder Vorrathsräume das Erdgefchoß nach der Straße einnahmen, die nur mit untergeordneten Thüren versehen waren, welche bloß in diese Räume hinabführten; denn meist liegen solche Vorrathsräume, auch wenn sie beträchtliche Höhe haben, um mehrere Stufen unterhalb der Straßenebene. Eine Verbindung derselben mit dem Inneren des Hauses oder mit dem Hofe, welche auf die ursprüngliche Erbbauphase zurückginge, läßt sich nirgends nachweisen. Diese Bauweise scheint sehr alt zu sein, mag vielleicht in jene Zeit zurückgehen, wo man sich einer Leiter, die von innen zurück gezogen werden konnte, oder eines Aufzuges bediente, um zum Hause zu gelangen. Indessen ist es uns

nicht gelungen, in den Häusern der Silbergasse, der Karnergasse und anderer Straßen Bozens, welche solche Häuser noch in größerer Zahl zeigen, eines zu finden, dessen Ursprung Reste von Fenstern u. dergl. aus dem XII. Jahrhundert unter den vielen späteren Umgestaltungen erkennbar gelassen hätte und bezeichnen würde, wenn auch die Anlagen alle charakteristischen Erscheinungen des XII. Jahrhunderts zeigen, wie die Häuser zu Cluny (siehe Fig. 22, S. 45). Ueber das XV. Jahrhundert geht nichts zurück, was irgend eine charakteristische Form tragen würde. Im XV. Jahrhundert dachte man nicht mehr an Leitern und erbaute jene hübschen Treppen, die uns heute noch in ihrer Verfümmelung mit ihren Mauerwerkbrüstungen oder ihren geschmiedeten Eisenverzierungen erfreuen und theilweise bis zu 5^m Höhe gehen. In anderen Städten Südtirols, aber auch in Norditalien, haben wir manches Aehnliche gesehen, namentlich in Verbindung mit offenen Balconen, welche ähnlich wie Lauben das Haus umziehen. Ohne im Augenblicke angeben zu können, wo das Haus sich befindet, erinnern wir uns an ein solches, bei welchem, in jedem Stockwerke von einem Podest vor dem Eingange unterbrochen, ein einziger großer gerader Lauf von der Straße bis in das III. Obergeschoß emporführt.

Weit häufiger jedoch, als diese geraden Läufe, ist die Verwendung von Wendeltreppen, welche theils auf der Straße, theils in den Höfen außerhalb der Gebäudeflügel, nur an sie angelehnt, emporführen. Da sie meistens über den Dachrand in die Höhe führen und mit einem spitzen Dache bedeckt sind, so haben sie die Gestalt von Thürmchen und tragen wesentlich dazu bei, den malerischen Charakter der Gebäude zu heben. Wir knüpfen an das, was in Art. 110 u. 111 (S. 153 u. ff.) über die Treppen als Theile des Gebäudeinneren gesagt ist, an und ergänzen dasselbe hier in Bezug auf die äußere Erscheinung, so weit bei einer Construction, wie solche den Wendeltreppen eigen ist, die äußere Seite getrennt von der inneren betrachtet werden kann.

Diese Treppenthürmchen waren in der älteren Zeit auch äußerlich rund, mindestens vom Beginne des XIV. Jahrhunderts an aber zum Theile sechs-, meist aber achteckig. Einfachere zeigen nur eine Anzahl schräger Fensterchen, schräg über einander aufsteigend. Wesentlich reicher wird schon die Wirkung, wenn die Fenster größer sind, so daß sie fast die ganze Achteckseite einnehmen, nur eben Eckpfeiler übrig lassend, und wenn die Oeffnungen durch Pfosten untertheilt sind oder eine Steinkreuz-Construction haben. Eine weitere Ausbildung findet statt, wenn die Achteckskanten der Thürmchen mit kleinen Strebepfeilern besetzt sind, wenn auch äußerlich schräg aufsteigende Gesimse, Mauerwerkbrüstungen und sonstige Decorationen angelegt sind, wenn insbesondere wimpergartige Decorationen sich den Fensterstürzen anschließen, wenn Consolen mit Figuren hinzutreten, über welche sich reiche Baldachine erheben, wenn endlich die Achteckspfeiler durch Bogen verbunden sind, unter welchen das dem Kirchenbau entnommene Fenstermauerwerk angeordnet ist und über welchen der gleichfalls dort her entnommene vollständige Fialen- und Wimperg-Apparat sich erhebt, bis zu oberst entweder acht Giebel mit ihren Dächern in den Thurmhelm einschneiden oder über einem ausgeladenen Gesimse eine Mauerwerkbrüstung oder auch ein reich verzierter Zinnenkranz einen Gang abschließt, welcher am Fuße des Thurmhelmes angelegt ist, der selbstverständlich seine reich gebildete Windfahne hat. Solche Treppenthürmchen gehen nicht allenthalben direct vom Fußboden aus; theilweise sind sie auf verschiedenartig construirten Vorragungen nur vom ersten oder noch höheren Obergeschoß aus in die Höhe geführt.

Die malerische Erscheinung, in Verbindung mit der Annehmlichkeit, welche eine über die Mauerflucht hervortretende Erweiterung des Gemaches diesem bot, machte solche Thürmchen auch unseren Voreltern lieb, und so legte man solche Thürmchen, ohne daß Treppen darin waren, an den Ecken der Gebäude in aus- und einspringenden Winkeln an und liefs sie theils vom Boden bis zum Dache aufsteigen, so daß sie in jedem Geschofs einen kleinen Wohnraum umschlossen, oder man liefs sie auf Vorkragungen erst in einem höheren Geschofs beginnen. Man legte sie auch auf den Flachseiten der Gebäude auf, mitunter mehrere ganz gleiche neben einander, natürlich nicht mit schrägen, sondern mit horizontalen Fenstern, an. Sie kommen hier mit den Chörchen und Erkern zusammen, von denen oben die Rede war, oder, wenn sie am Dachrande auftreten, mit den Erkern der Kriegsbaukunst, die ja auch, wie die Tafel bei S. 250 des vorhergehenden Heftes zeigt, eine reiche decorative Ausbildung annahmen.

g) Die Giebel.

186.
Allgemeines.

Wenn wir jene Aufsentheile der Gebäude in das Auge fassen, welche für die Erscheinung besonders charakteristisch sind, in denen insbesondere der Entwicklungsgang, welchen die profane Architektur im Ganzen genommen hat, zu besonderem Ausdrucke gelangt, bei denen also auch von einem Werke zum anderen ein gewisser Zusammenhang besteht, so erscheint uns in erster Linie der Giebel mit seinen verschiedenen Formen und Constructionsweisen so wichtig, daß wir zunächst von ihm im Zusammenhange hätten reden müssen, da gerade er zur charakteristischen Erscheinung der Gebäude am wesentlichsten beiträgt.

Wenn wir dennoch hier Giebel und Dach an den Schluß der Betrachtung setzen, so kommt dies daher, daß wir sie ohne den Untertheil, ohne das Gebäude selbst doch nicht denken können, und daß ihr Charakter auch vollständig von dem abhängig ist, was darunter steht.

Allerdings ergibt sich da für die ältere Zeit wieder dieselbe große Schwierigkeit, die wir öfter fanden. Wir haben keine alten Giebel mehr. Der Giebel steht im Zusammenhange mit dem Dache. Er soll das von den Seiten offene Dach gegen Eindringen des Windes in dasselbe schützen; er soll es gegen den Wind bergen, daher auch seine alte Bezeichnung als »Windberge«. Aber, wenn das Dach des Gebäudes Feuer fing und verbrannte, so ging der Giebel mit zu Grunde oder litt wenigstens durch das Feuer mehr, als andere Theile des Gebäudes, und wenn auch heute noch aus einer Ruine ein Giebel scheinbar wohl erhalten in die Höhe ragt, so hat er doch inzwischen auch durch Wind und Wetter so stark gelitten, daß es nur eine Frage der Zeit ist, wann er fällt. Selten wird ein Baumeister den Muth haben, bei einem Neuaufbau einen Giebel zu erhalten, wenn er auch andere Theile des Mauerwerkes anstandslos wieder benutzt. So war es aber auch von alter Zeit her, und so kommt es, daß alte Giebel, d. h. solche, welche vor das XIII. Jahrhundert fallen, uns bei Profanbauten kaum mehr erhalten sind.

187.
Hölzerne
Giebel.

Von Giebeln im Holzbau kann ohnehin nicht die Rede sein, weil ja solche Bauten aus älterer Zeit überhaupt nicht erhalten sind. Von den hölzernen Giebeln der Spätzeit ist aber nur wenig zu sagen. Das Häuschen zu Marburg, welches wir in Fig. 48 (S. 78) gegeben haben, zeigt uns eine so einfache Giebel-Construction, daß Alles, was zu sagen wäre, aus der Zeichnung von selbst hervorgeht; nur darauf kann hingewiesen werden, daß schon hier, wie die übrigen Stockwerke des Hauses,

so auch der Giebel nach der StraÙe zu über das darunter stehende GeschoÙ vor-
springt. Doch sind die einzelnen Stockwerke des Giebels nicht über einander aus-
geladen. Der Dachrand springt nur ganz wenig über den Giebel vor; es ist kein
vortretendes Sparrenpaar mehr vorhanden; nur die Lattung ist nicht ganz bündig
mit dem Giebel abgeschnitten und tritt so ein klein wenig heraus; außerdem ist
noch ein Windbrett davor genagelt. Dieselbe Anordnung kommt fast durchweg
auch bei den späteren deutschen Bauten vor; aber es treten zum großen Theile auch
die einzelnen Stockwerke des Giebels gerade so über einander hervor, wie die
übrigen GeschoÙe. Der obere Theil hat alsdann wohl auch einen Schopf, d. h. er
ist abgeschnitten, abgechrägt und eingedeckt, wie das Dach selbst. Als eine An-
deutung eines solchen Schopfes können wir es ansehen, wenn, wie z. B. beim
Knochenhauer-Amtshaus zu Hildesheim, der obere Theil des Giebels zwar loth-
recht in die Höhe steht, aber wie das Dach gelattet und die lothrechte Fläche mit
Ziegeln oder Schiefer eingedeckt ist. Sollte ein vorspringendes Sparrenpaar den
Giebel ernstlich schützen, so bedurfte es einer Dach-Construction mit über den
Giebel vorschießenden Pfetten, auf welchen die Sparren aufliegen konnten, so
daÙ auch noch vor dem Giebel ein Sparrenpaar Platz finden und damit das
Dach so weit vortreten konnte, daÙ der Giebel einen wirklichen Schutz gegen
Witterungseinflüsse erhielt. Das französische Haus in Fig. 77 (S. 101) zeigt uns
eine ähnliche Construction, wobei allerdings nur die Kapphölzer des obersten Ge-
schoffes vorpringen und der Giebel in der Flucht desselben bleibt. Da ist denn
eine Bogen-Construction vor dem Hause unter dem heraustretenden Sparrenpaare
angeordnet, welche allerdings die Function der einzelnen Hölzer geradezu maskirt.
Es ist nämlich thatsächlich nur eben der Sparren gegen das Kappholz gestemmt,
und das horizontal über dem Bogenscheitel liegende Holz ist trotz seiner verschiedenen
Verhneidungen eben ein Kehlbalken, durch dessen verschiedene Verzapfungen oder
Verplattung mit dem Sparrenpaare oben ein festes Dreieck entsteht. Der untere
Halt der verlängerten Schenkel dieses festen Dreieckes ist durch Einfügen des Stiches
und des in der Luft schwebenden Bogenananges auf dem Kappholz kein besserer
geworden, als wenn der Sparren direct in das Kappholz eingezapft wäre; indessen hält
ja die Sache, und so haben wir wenig Recht, mehr zu verlangen. Von ähnlicher Con-
struction beim Steinbau in Aachen und wohl auch in Cöln wird unten die Rede sein.

Nach Cöln werden wir geführt, wenn wir die ältesten Giebel im deutschen
Profanbau suchen. Die beiden Häuser, welche wir in Fig. 20 u. 21 (S. 41) dar-
gestellt und zu denen wir in Art. 41 (S. 40) die nöthigen Bemerkungen gegeben
haben, zeigen uns das älteste erhaltene System, sowohl der Construction, als der
Decoration, und wenn vielleicht irgend wo unter den Bauten der dortigen Gegend
ein Giebel nachweisbar sein sollte, dessen genau fest zu stellende Entstehungszeit
etwa ein paar Jahre älter sein sollte, als unsere Beispiele, so gleicht er doch den-
selben oder ist höchstens etwas einfacher. DaÙ wir bei der Stellung der Fenster im
Giebel von Fig. 20 eine entsprechende Lage für die Construction des Daches nicht
ganz finden können, ergibt sich eigentlich für jeden Betrachter von selbst, und wir
müssen annehmen, daÙ sich *Boifferté's* Zeichner in Kleinigkeiten geirrt hat; denn
an der Richtigkeit des Gesamtmotivs zu zweifeln, liegt ja kein Grund vor.

Wenn wir sehen, wie das Motiv des Treppengiebels von dem ersten Auftreten
an, welches wir in Deutschland nachweisen können, durch alle späteren Zeiten hin-
durch sich im Profanbau herrschend erhalten hat, so dürfen wir wohl annehmen,

188.
Älteste
feinerne
Giebel.

189.
Treppengiebel
und schräg
ansteigende
Giebel.

dafs das älteste uns erhaltene Beispiel nicht auch zugleich das erste Auftreten der Treppengiebel bezeichne. Wir werden vielmehr berechtigt sein, auch rückwärts zu schliessen und ein höheres Alter für dieses Motiv anzunehmen. Wir halten uns für berechtigt, dieses später alle Wandelungen des Stils überdauernde Motiv so weit hinauf zu schieben, als überhaupt steinerne Privatbauten hinaufgehen und als dabei das steile Dach sich dem antiken flachen gegenüber Bedeutung errungen. Für das flache Dach ist die schräge Construction der Gesimsplatten am Giebel ganz natürlich, so lange jeder einzelne Stein noch, ohne auf seinen unteren Vorgänger zu schieben, auf dem Giebelmauerwerke liegen bleibt; sobald aber der Giebel so steil wird, dafs es einer besonderen Construction bedarf, um die Platten fest zu halten, war es naturgemässer, durch einzelne Aufmauerungen horizontale Flächen herzustellen, auf welche die Platten ebenfalls horizontal sicher aufgelegt werden konnten. Gewifs haben wir die Entstehung der Treppengiebel in der Bauweise mit grofsen Quadern zu suchen, nicht in jener mit kleinen Tuffsteinen, wie sie uns in den ältesten erhaltenen Beispielen entgegen tritt; sie mufs also älter sein, als unsere Beispiele. Indessen läfst sich ja nicht leugnen, dafs es Constructionsmethoden giebt, die damals wohl bekannt waren, solche steilen Giebel mit schrägen Gesimsen auszuführen, wie sie ja der Kirchenbau ausschliesslich verwendete, und es ist deshalb nicht zu verwundern, dafs z. B. in Frankreich der Treppengiebel nie eigentlich heimisch wurde, und es mag auch in Deutschland allenthalben bei Bauten, die in den Händen regulärer Steinmetzen lagen, wo solche auch im Profanbau thätig waren, der schräge Giebel nicht selten gewesen sein. Wir würden uns daher durchaus nicht für berechtigt halten, das Vorkommen schräger Giebel vom X. bis XIII. Jahrhundert in Deutschland zu leugnen. Ja wir glauben, dafs sie um so sicherer vorhanden waren, je vornehmer der Bau an sich war. Wir bemerken daher ausdrücklich, dafs wir in keinem Einzelfalle, wo Andere ein älteres Gebäude mit schrägem Giebel restaurirt haben, diesen Grundgedanken im Prinzip angreifen möchten, wenn schon wir da und dort einen Treppengiebel vorgezogen hätten und bei den versuchten Restaurationen der Kriegsbauten im vorhergehenden Hefte solche in der Mehrzahl der Fälle angewendet haben, wo die vollständigen Giebel aus der Erbauungszeit nicht mehr erhalten sind.

Im weiteren Verlaufe der Entwicklung haben wir dann die Bemerkung zu machen, dafs sich in Frankreich, zum grofsen Theile aber auch in Deutschland, in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts eine Giebel-Construction angewandt findet, wie sie in Fig. 27 (S. 47) ersichtlich wird. Der geradlinige Giebel ist mit einem Deckgesimse versehen, welches selbst das Profil eines Daches hat, nach beiden Seiten abfallend, auf dem Grat etwa mit einem Rundstabe versehen, am unteren Rande nur ein schmales Plättchen zeigend, das auch etwa von einem Rundstabe oder einer Hohlkehle begleitet ist. Diese Deckplatte springt nach vorn und rückwärts nur eben so viel über das Mauerwerk vor, als das Gesimsprofil erfordert, und übersteigt die Dachfläche nur um seine eigene Stärke, so dafs seine Unterkante mit der Oberfläche der Dachdeckung zusammentrifft. Da indessen zu dieser Construction immerhin Quader von beträchtlichen Dimensionen erforderlich sind, so würden sie sich auf der Oberfläche des Mauerwerkes nicht tragen; die ganze Reihe würde nach abwärts schieben und die Giebelanfänge hinausdrücken. Um dies zu vermeiden, geht die horizontale Schichtung des Giebelmauerwerkes auch durch diese Abdeckung hindurch, welche aus horizontalen Stücken hergestellt, mit dem Giebelmauerwerke in Verband gesetzt, treppenförmig aufsteigt. Die Giebel-

Construction ist also auch treppenförmig aufgemauert, nur mit kleinen Stufen, und die Abdeckung derselben ist so eingerichtet, daß sie diese Thatsache maskirt und den treppenförmigen Giebel schräg erscheinen läßt. Während nun in jenen deutschen Giebeln des XIII. Jahrhunderts, wo der Dachbodenraum ausgiebig benutzt ist, die Bedeutung desselben es mit sich brachte, daß man auch die Giebelfläche am Schmucke des unteren Mauerwerkes theilnehmen liefs, die Fenster in ähnlicher Weise ausstattete, wie die unteren und, wo solche keinen Raum fanden, gegliederte Nischen an ihre Stelle treten liefs, genügte den Franzosen, welche gewohnt waren, das Dach weniger auszunutzen, das einfache Fensterchen auch für den Giebel, als für eine sonst doch bedeutungslose Fläche. So blieb es auch in Frankreich bis zum Schlusse des Mittelalters. Wir zweifeln zwar nicht daran, daß man dort sehr bald daran dachte, die Dachböden auszunutzen, und die sehr reiche Entwicklung der Dachfenster, welche ja der deutschen durchaus überlegen ist, hat ihren Ursprung darin. Aber der Giebel blieb dafür in Frankreich glatt und einfach, wie die Giebel am *Hôtel de Cluny* zu Paris und am Hause des *Jacques Coeur* zu Bourges beweisen (siehe Fig. 78 u. 79, S. 102 u. 103).

Die deutschen Giebel streben vor Allem durch Verticalgliederung und Zerlegen des Giebels in einzelne Abtheilungen eine reiche Wirkung an. Diese Abtheilungen werden durch hervortretende Pfeiler gebildet, welche theilweise auf Consolen die untere Frontfläche übersteigen, theilweise in der Flucht der Front stehen, während die dazwischen liegenden Abtheilungen zurücktreten. Die Pfeiler steigen alsdann hoch über den Dachrand hinaus, während die einzelnen Abtheilungen, meist dem Systeme des Treppengiebels folgend, horizontal abgeschlossen sind und, so weit sie das Dach überragen, Durchbrüche zeigen. Diese das Dach überragenden Architekturen nehmen mitunter recht beträchtliche Ausdehnung an, und mancher derartige Giebel ist weit höher als das darunter stehende Gebäude. Die Giebel sind geradezu eine Schaustellung des Luxus und Reichthums ihres Bauherrn. Solche Schaustellung konnte allerdings nur jener Besitzer bethätigen, der reich genug dazu war; es sind also meist die Communen als Vertreter der wohlhabenden Bürgerschaft, welche solche Prachtgiebel errichteten, und diese nehmen in dem Grade bei den Rathhäusern zu, als die Rathhaustürme, bis dahin die Repräsentanten des städtischen Gemeinwesens, abnehmen, also mit dem Schlusse des XIV. und im XV. Jahrhundert.

Der bescheidene Kleinbürger hatte an seinem Häuschen mit dem einfachsten Treppengiebel genug, und auch der Wohlhabendere begnügte sich in der Regel mit einem jener Giebel, wie sie die mittleren und entlegenen Strafsen der Städte füllten und selbst in den vornehmen Strafsen nicht selten waren, mit einem jener glatten Giebel, mit wenigen Fenstern, mit Steinkreuz-Construction oder Pfothentheilung mit einfacher Einfassungsprofilirung, jener Giebel, von denen gar nichts zu sagen ist, wenn nicht irgend ein Thürmlein in der Mitte in die Höhe steigt oder an einer Ecke angebracht ist. So wenig diese einfachen Giebel zu längerer Unterhaltung Anlaß geben, so beleben sie doch den Contour der Strafsen ungemein, namentlich wenn diese etwas unregelmäßig sind oder wenn größere mit kleineren Häusern wechseln, ja derart, daß sie zu den wichtigsten Motiven der Strafsenbilder gehören.

Wie wir uns auf allen Gebieten mit Anführung einiger weniger Beispiele zu begnügen hatten, so können wir auch hier eben nur auf einzelne hinweisen, um die Mannigfaltigkeit anzudeuten, welche auf diesem Gebiete herrscht, und da sei denn zuerst auf den Giebel eines Hauses am Markte zu Hildesheim mit seinen Thürmchen,

190.
Vertical-
gliederung
der
Giebel.

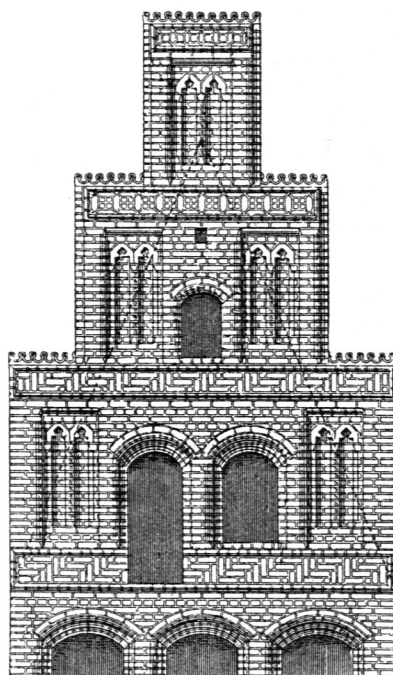
191.
Malerischer
Eindruck.

wohl noch dem XIII. Jahrhundert angehörig, hingewiesen, welchen wir leider hier nicht abbilden können; dann auf jenen des Rathhauses zu Münster i. W., welcher in Fig. 44 (S. 69) dargestellt ist.

192.
Backstein-
giebel.

Befonders augenfällig war, wie wir schon oben gefagt haben, die Entwicklung, welche der Backsteinbau den Giebeln gegeben hatte, natürlich in erster Linie jenen der öffentlichen Gebäude, der Rathhäuser, aber auch jenen der Wohn- und Geschäftshäuser. Vorzugsweise von Norddeutschland ausgegangen, wo die Giebelbauten der Rathhäuser zu Tangermünde, zu Lübeck, zu Stralfund u. a. mit ihren hoch aufsteigenden Blendbauten unerreichte Vorbilder waren, welche auch auf den Wohnhausbau Einfluss gewannen, wie so manches Haus zu Rostock, Stendal, Greifswald zeigt, dessen Giebel mit außerordentlichem Reichthum construiert ist, gingen die Motive auch nach Süddeutschland über, wo die dem Backsteinbau angehörigen Städte noch manchen schönen Giebel zeigen. Wir haben in Art. 82 (S. 90) von den Giebeln Nürnbergs gesprochen und als Beispiel einen solchen abgebildet. Das Haus zu Lüneburg, welches in Fig. 71 (S. 95) dargestellt ist, bietet ein interessantes Beispiel der Durchschnitts-Architektur der Wohnhäuser jener Stadt, wie sie auch das Mittelalter überdauerte. Wir geben daher noch die vergrößerte Darstellung des Giebels in Fig. 215 wieder. Der Treppengiebel, welcher in allen solchen, auch den reichsten Giebeln durchscheint, tritt hier rein auf, und die charakteristische Verzierungsweise zeigt, dass eine lange Tradition in Lüneburg dahin geführt hat, sie zu entwickeln. Wenn wir dagegen jene ganz verwandte Tradition ansehen, welche ihren Ausgangspunkt in Lübeck hat, aber auch anderwärts sich verbreitet und in Lüneburg ihre Vertreter hat, bei welchen Schichten schwarz glasierter Backsteine mit unglazierten abwechseln, so begreifen wir, wie leicht sich aus geringen Verschiedenheiten locale Schulen entwickeln konnten, wie z. B. die Häuser des nicht weit davon gelegenen Hannover in ihren Giebeln wieder eine ganz verschiedene Schule entwickelten. Leider können wir, wie wir ja oben bekennen mussten, nicht mit unseren Lesern das Studium aller Localschulen, so interessant es wäre, durchmachen, auch nicht, wenn wir uns auf die der Giebel, wo sich gerade das richtigste Bild der großen Mannigfaltigkeit gewinnen lässt, beschränken wollten.

Fig. 215.



Von einem Wohnhaus zu Lüneburg.
1/100 n. Gr.

h) Die Dächer und ihre Ausstattung.

193.
Allgemeines.

Im Anschlusse an die Giebel müssen wir das Dach, seine Eindeckung und Verzierung, die Dachfenster und die Schlotte betrachten.

Es ist eine alte, traurige Erfahrung, die jeder Hausbesitzer kennt, dass kein Dach in seiner Eindeckung ohne Reparaturen lange hält. Die Gründe sind, je nach der Deckungsart und dem Material, verschieden; aber darauf geht es immer hinaus,

dafs der Hausbesitzer fortwährend Reparaturen bezahlen mufs, die mitunter mehr schaden als nutzen, bis endlich einmal an eine ganz neue Eindeckung gegangen werden mufs, bei der das alte Lied von vorn anfängt. Wir wollen unserem geehrten Collegen vom III. Theile dieses »Handbuches« nicht in das Handwerk pfuschen, den Lesern das Geheimnifs nicht verrathen, wie man ein zuverlässiges Dach machen kann, wie man Reparaturen vermeidet und wie man sie möglichst unschädlich für die übrigen Theile des Daches vollziehen kann. Die Dachdecker-gefallen würden sich um unsere Lehren nicht kümmern; wir fürchten, dafs sie es auch um die unseres Collegen nicht thun, so dafs das alte Lied immer neu bleibt. Und es ist schon ein recht altes Lied, so dafs wir nicht wüßten, wo wir eine unberührte mittelalterliche Dachdeckung irgend welcher Art heute noch finden könnten.

Strohdeckung, wohl die älteste, war eben so national, wie der Holzbau und mag fogar in den Königspalästen bis weit hinein in das Mittelalter, zuletzt mindestens für die Oekonomie-Gebäude verwendet worden sein, ja in besonderem Ansehen gestanden haben; denn wo heute noch einem auch noch so wohlhabenden Bauern es geglückt ist, sein Strohdach zu erhalten, freut er sich dessen, rühmt er es als das beste Dach und ist sicherlich schwer dazu zu bewegen, ein anderes zu wählen. Alle die verschiedenen Gebäude, welche im St. Galler Plane an der Peripherie stehen, haben wir uns mit Strohdächern versehen zu denken, vielleicht fogar die Wände über dem Wickelwerk aus Lehmstroh noch mit Strohbindeln überkleidet, um Ställe und Vorrathskammern im Winter warm zu halten. Die Strohdächer sind sehr feuergefährlich; aber die wenigsten sind doch dem Feuer zum Opfer gefallen; die meisten sind verfault. Da aber alljährlich frisches Stroh sich ergab, so hatte man immer welches, um die Dächer zu erneuern, was der Besitzer mit seinen Leuten ohne Kosten selbst besorgte. Auch mit der Begründung der Städte zog das Strohdach in diese ein, und sicher ist es allen Anordnungen der vorförglichen Behörden noch nicht gelungen, bis heute auch in den kleinen Städten alle Strohdächer zu beseitigen. Aber ein sehr altes Strohdach wird weder in der Stadt, noch auf dem Lande zu finden sein, sondern allenthalben nur erneuerte.

194.
Strohdächer.

Wir haben natürlich Strohdächer stets nur auf hölzernen Gebäuden uns zu denken. Sobald der Stein in die Bauweise aufgenommen war, trat die Nothwendigkeit ein, eine Deckungsart zu wählen, welche weniger stark aufragt und eine glatte Fläche bot, die mit den Architekturformen im Einklange stand. Wollte der Hausbesitzer dabei eigenes Material und bis zu einem gewissen Grade eigene Arbeitskräfte verwenden, so kam man zunächst auf das Holz. Gespaltene Schindeln, welche, so lange im Süden noch Holz war, auch in der classischen Bauweise Verwendung gefunden, mögen das erste Material sein, welches bei uns zur Deckung von Steinbauten Verwendung fand. Durch sorgfältige Auswahl des Holzes und so treffliche Glättung, dafs das Regenwasser leicht abfloß, nicht die Feuchtigkeit des schmelzenden Schnees in die weichen Jahresringe einzog, konnte durch solche Schindeln ein dichtes Dach gebildet werden, welches nicht zu rasch zu Grunde ging. Es ließen sich auch für die unteren Enden der Schindeln verschiedene Formen erdenken, welche ein angenehmes Muster bildeten, besonders wenn die altgermanische Sitte der Bemalung, welche zugleich auch noch den Schutz gegen Fäulnifs erhöhte, der plastischen Wirkung des Musters zu Hilfe kam. In solcher Weise wurden die Schindeln das ganze Mittelalter hindurch und noch bis auf unsere Zeit verwendet. Aber bei aller Sorgfalt in der Auswahl des Holzes konnte die Schindeldeckung nicht so

195.
Schindel-
dächer.

lange dauern, daß irgend ein altes Dach, daß gar ein mittelalterliches auf unsere Zeit gekommen wäre. Man verwendete die Schindeln auch zur Bekleidung lothrechter Wände, und da dürfen wir vielleicht von einzelnen vorhandenen Resten glauben, daß sie noch in das Mittelalter hinaufreichen oder daß wenigstens bei späteren Ausbesserungen Form, Größe und Holzart, gleich wie die Art der Bearbeitung, vom Mittelalter her beibehalten wurden. Wir haben auf S. 242 des vorhergehenden Heftes in Fig. 185 den oberen Theil des Pfenningthurmes zu Straßburg (nach *Viollet-le-Duc*) wieder gegeben, wo die Brüstung der Dacherker mit Schindeln bekleidet ist. So können wir uns, und zwar farbige angefrücht, die vielen Schindeldächer denken, welche im Mittelalter zur Verwendung gekommen sind.

196.
Schiefer-
dächer.

Die Verwendung der Schieferdächer bei Profanbauten war im Mittelalter auf jene Gegenden beschränkt, wo er leicht zu gewinnen war oder wohin er ohne größere Schwierigkeiten und Kosten transportirt werden konnte. Auch er dürfte schon vor dem Mittelalter in den Rheingegenden Verwendung gefunden haben. Wenigstens sind auf der Saalburg Reste von Dachschiefeln gefunden worden, die als römisch angesehen werden. Ueber die Gestalt, welche man im früheren Mittelalter den einzelnen Plättchen gab, haben wir keine Nachrichten; wir dürfen aber wohl annehmen, daß die gewöhnliche, heute noch übliche, schräge deutsche Deckung sehr hoch hinaufgeht. Mindestens im Schlusse des Mittelalters dürfte sie die allgemein übliche gewesen sein und dürfte, wo nicht Firft und Grate mit Blei gedeckt waren, in ähnlicher Weise an ihren Rändern behandelt worden sein, wie heute. Wenn wir nun auch bezweifeln, daß irgend ein Schieferdach, welches heute noch auf einem mittelalterlichen Gebäude liegt, noch das ursprüngliche und unberührt ist, so darf doch angenommen werden, daß auch bei den vielen Reparaturen, welche seit dem Mittelalter stattgefunden haben, stets die alte Deckungsweise und die alte Form der Steine, wenn sie ursprünglich eine andere gewesen wäre, beibehalten worden wäre. Da wir sie aber gerade in dieser Weise so lange beibehalten finden, dürfen wir schließen, daß sie auch früher schon gerade so angewandt wurde. Diese allgemein übliche Form war nun zwar schon in früher Zeit üblich und wurde stets beibehalten; aber für einzelne besonders auszuzeichnende Flächen war doch die Verwendung beliebig geformter Steine zur Bildung einer Decoration selbstverständlich nicht ausgeschlossen.

197.
Bleidächer.

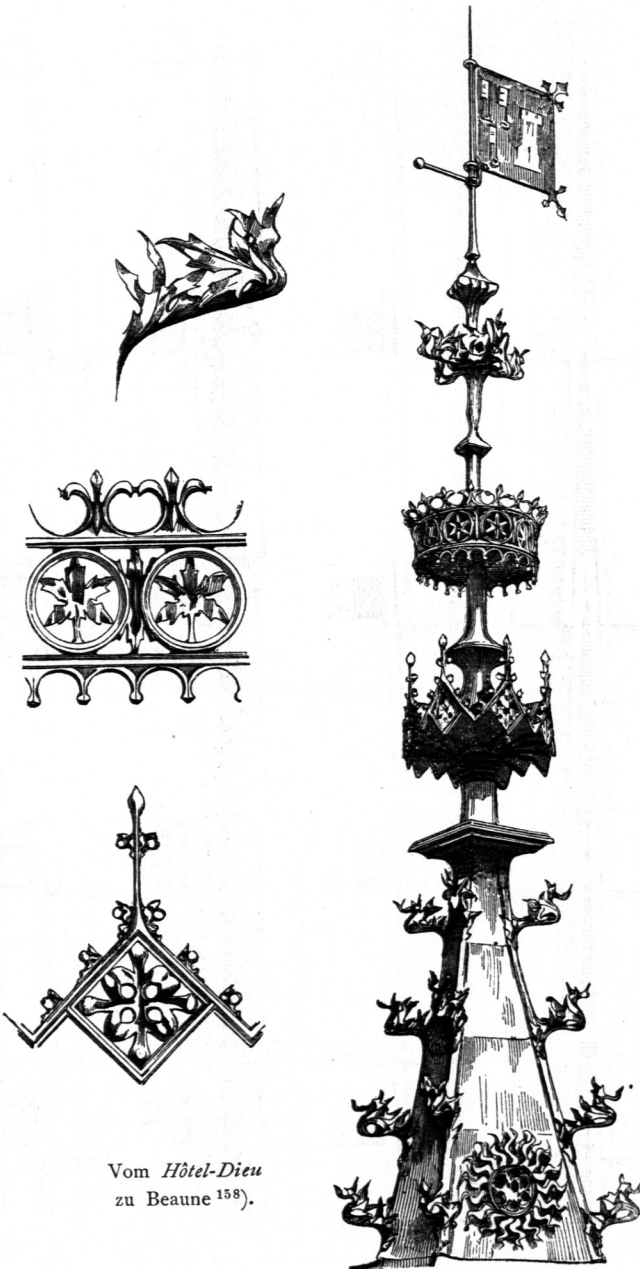
Metalldächer waren von jeher mehr im Kirchenbau, als im Profanbau üblich. Ihre Decoration war, wo diese Deckungsart auch im Profanbau Verwendung fand, die gleiche wie dort. Indessen haben die so häufigen Bleideckungen der Ränder bei Schieferdächern doch Veranlassung gegeben, auch bei diesen zierliche Krabben aus Blei an die Grate zu setzen, die Firfte reich zu verzieren, Ecken und Spitzen mit Schmuck zu versehen und insbesondere jene so viel beliebten, im Winde sich drehenden Fähnchen in glänzender Weise auszustatten. Das Meiste von diesem Schmucke ist in Deutschland im Laufe der Zeiten zu Grunde gegangen; doch sind insbesondere am Rhein einzelne Stücke erhalten geblieben, welche aber schwer zu finden sind, da die Gebäude meist restaurirt wurden und dabei der alte, stark verwitterte Bleischmuck entweder neuem Platz machte oder so zwischen demselben versteckt ist, daß man ihn, von unten gesehen, nicht mehr herausfinden kann.

198.
Bleischmuck.

Mehr, als in Deutschland, ist von solchem Bleischmucke in Frankreich erhalten und scheint auch dort schon im Mittelalter, häufiger und in reicheren Formen gebildet, zur Verwendung gelangt zu sein. Wir wählen daher ein französisches aus den vielen Beispielen aus und geben in Fig. 216 ein solches, welches am *Hôtel-Dieu* in Beaune

sich befindet und dessen Darstellung wir *Viollet-le-Duc*¹⁵⁸⁾ entnehmen. Die drei Details, welche daneben stehen, sind der Kreuzblume und den zwei Knäufen unter derselben entnommen.

Fig. 216.



Vom *Hôtel-Dieu*
zu Beaune¹⁵⁸⁾.

199.
Ziegeldächer.

Am meisten ist uns an Resten von Ziegeldächern des Mittelalters erhalten geblieben. Wir haben zwar auch da wohl keines mehr, welches nicht später wiederholt repariert und umgedeckt worden wäre; aber es sind doch noch so viele erhalten, bei welchen die Mehrzahl der einzelnen Ziegel noch aus dem Mittelalter stammt, dazu in den Museen und Sammlungen so viele einzelne Ziegel, sowohl gewöhnliche, als Schmuckziegel, daß wir ein recht langes Kapitel über die Ziegeldeckung des Mittelalters schreiben könnten, wenn wir nicht Alles eben bloß anzudeuten hätten. Es sind vorzugsweise zweierlei Deckungsmethoden, die uns entgegentreten und welche vom Beginne des Mittelalters bis über dessen Schluß hinaus neben einander hergingen.

200.
Hohlziegel.

Die eine knüpft an die antike Dachdeckung an, wo Platten mit aufstehenden Rändern Verwendung fanden, welche so neben einander gehängt wurden, daß über die benachbarten Ränder von je zwei Platten ein Hohlziegel gelegt wurde. Man nahm jedoch schon im Schluffe der antiken Cultur statt der unter-

liegenden Platten ebenfalls Hohlziegel, so daß die deckenden der letzteren ziemlich dicht neben einander stehen. Man hat heute, und schon länger her, für diese Deckungsweise die wenig schöne technische Bezeichnung »Nonne« und »Mönch«; daß diese Bezeichnung aber schon im Mittelalter gebräuchlich war, bezweifeln wir.

158) A. a. O., Bd. 5. Paris 1861. S. 283.
Handbuch der Architektur. II. 4, b.

Fig. 217.

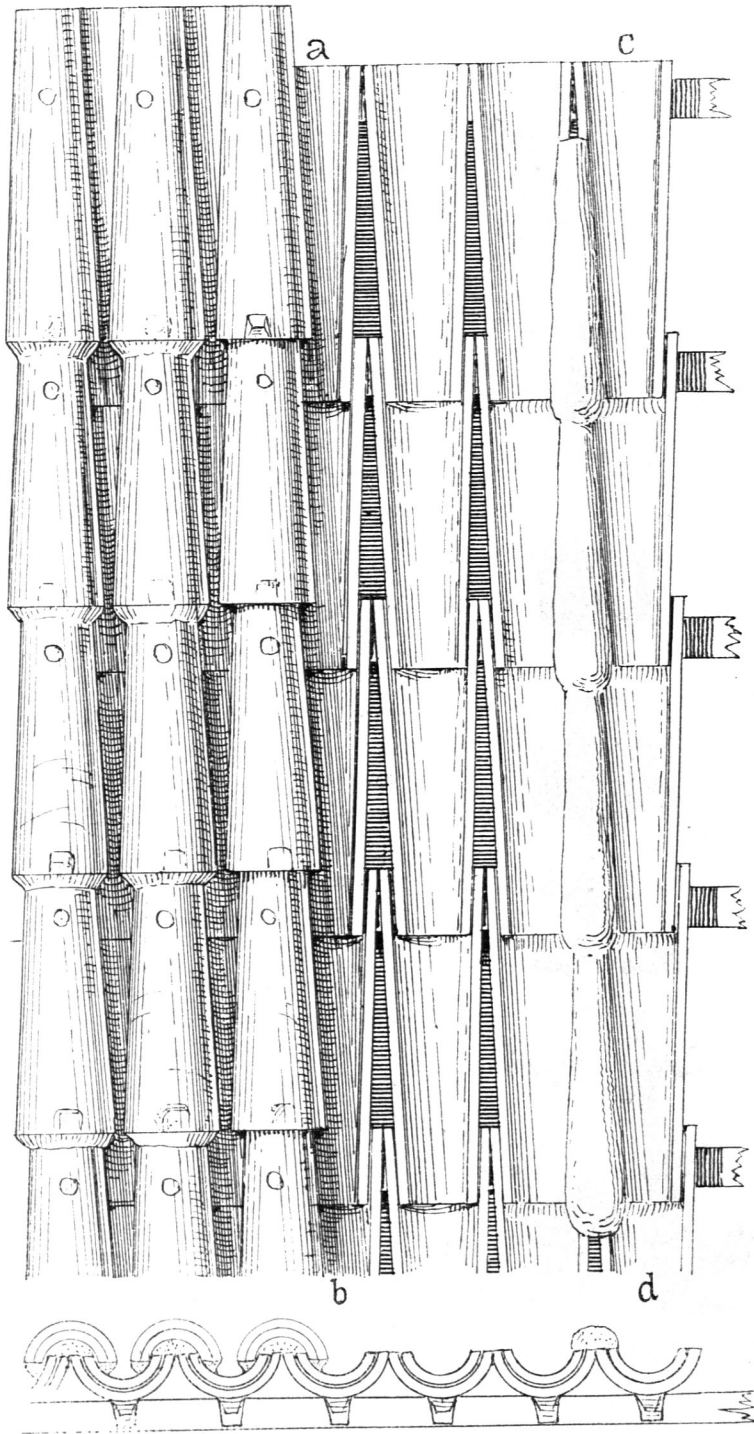
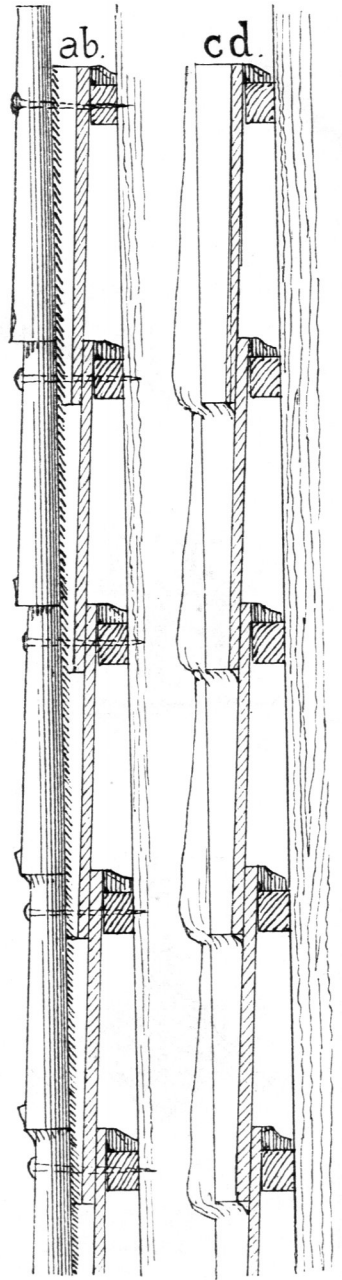


Fig. 218.

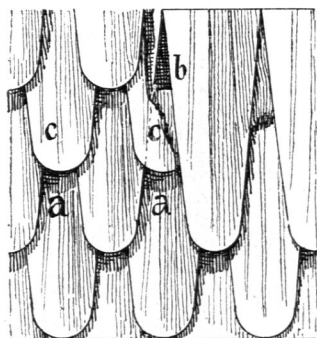


Die Masse, in welchen die einzelnen Steine ausgeführt sind, sind sehr verschieden und theilweise recht beträchtlich; es schienen gerade die älteren die größten zu sein. In der Sammlung des Germanischen Nationalmuseums befinden sich Bruchstücke, die 62 cm lang und 27 cm breit sind, dabei ein Gewicht von 10,7 kg haben. Denkt man sich diese selbst mit etwas schmaleren überdeckt und gut vermörtelt, so erhält das Quadrat-Meter ein Gewicht von nahezu 100 kg. Dies war ein recht beträchtliches Gewicht, und es bedurfte starker Dachstühle, wie sie auf kleinen Häusern selten waren, um eine solche Deckung zu tragen. Mittlere und kleine Hohlziegel geben zwar ein verhältnismäßig leichteres Dach; aber doch muß es noch für gewöhnliche Stühle zu stark gewesen sein; denn in Nürnberg findet sich nicht selten der Fall, daß man auch bei Verwendung kleinerer und dünnerer Hohlziegel die oberen Deckreihen, die »Mönche«, ganz wegließ und durch gutes Mörteln der Fugen mit den »Nonnen« allein ein dichtes Dach erzielte. Dabei ist zu bemerken, daß die »Nonnen« an den Nafen, welche jeder Hohlziegel hatte, auf die starke Lattung aufgehängt wurden, die »Mönche« dagegen meist ohne Nafen darauf gelegt wurden, weil das Dach sonst zu unruhig bewegt ausgesehen haben würde, wenn von jedem sichtbar werdenden Ziegel die Nafe emporstehen würde. Die Nafen konnten leicht abgeschlagen werden, wenn nicht ohne solche gebrannte Ziegel zur Verfügung standen. Zur Befestigung der »Mönche« war nur ein Mittel vorhanden, nämlich ein Loch in dieselben mit einem spitzen Instrumente zu schlagen und sie durch Eisennägel, welche zwischen je zwei »Nonnen« hindurch gingen, auf der Lattung zu befestigen. Alle diese verschiedenen Stadien sind aus Fig. 217 u. 218 ersichtlich.

Dieser ersten allgemein verbreiteten Deckungsart stand von früher Zeit her eine zweite gegenüber, jene mit Platten, da und dort auch »Taschen«, »Pfannen« und anders genannt, deren Ursprung in den hölzernen Schindeln zu suchen ist, an

deren Stelle sie traten. Sie haben im Laufe der Zeiten und der Gegenden verschiedene Formen erhalten, nach denen sich, wie bei den Schindeln, eine verschiedenartige Zeichnung auf dem Dache bildete. Sehr alt sind die in Fig. 219 dargestellten Ziegel aus der Bodensee-Gegend, von denen sich im Rosgarten-Museum zu Constanz eine beträchtliche Zahl findet, und die dem XII. bis XIII. Jahrhundert entstammen mögen. Sie verjüngen sich von oben gegen die Spitze hin, sind verhältnismäßig stark, und ihre Oberfläche ist leicht gewölbt. Sie lassen, neben einander gelegt, einen dreieckigen Raum zwischen sich offen. Da nun jenen die nächst folgende Schicht *b* nicht vollständig deckt, sondern erst die dritte Schicht *c*, so wurde ein Strohbüschel eingelegt, damit

Fig. 219.



nicht Luft und Wind in die Oeffnung zwischen *a* und *c* eindringen und durch das offene Dreieck über *a* in das Innere des Dachbodens gelangen konnte.

In Nürnberg waren während des Mittelalters für solche Ziegelplatten zweierlei Formen im Gebrauche, von welchen es schwer fallen würde, zu bestimmen, welche die ältere ist: die Schuppenziegel (Fig. 220) und die Spitzziegel (Fig. 221). Wenn wir erstere für etwas älter halten, so hat dies seinen Grund darin, daß sie meist etwas mehr gewölbt sind, als die Spitzziegel, welche theilweise vollkommen flach angefertigt wurden. Die Deckung mit Schuppenziegeln bildet ein sehr ansprechendes Muster, ist aber, wenn die Wölbung der Oberfläche der einzelnen Platten so stark ist, wie

dies bei denen zutrifft, welche wir gerade für die ältesten halten und dem XIV. Jahrhundert zuschreiben, gleich den Constanzern, nicht sehr luftdicht. Wenn jeder Ziegel bei *a* rechts und links auf der höchsten Stelle der darunter liegenden Ziegelreihe aufliegt, so fällt die Spitze *b* über den tiefsten Theil, und es kann somit unter *b* die Luft und mit ihr insbesondere die Kälte in den Dachbodenraum eindringen. Dafs Strohbüschel in Nürnberg verwendet worden wären, ist nicht bekannt. Da ja die Ziegel nie mathematisch eben sind, sondern auch der beste ein klein wenig windschief ist, so wird ja ohnehin die Ziegeldeckung nie vollständig luftdicht.

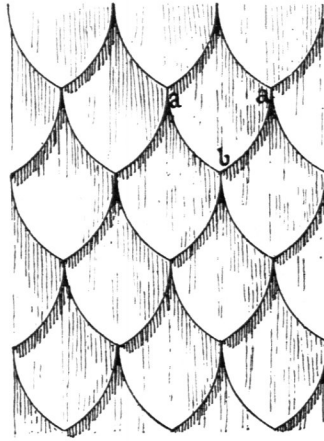


Fig. 220.

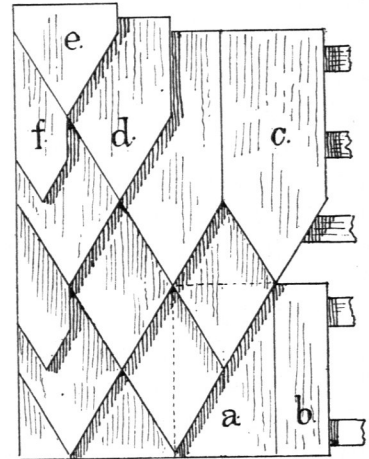
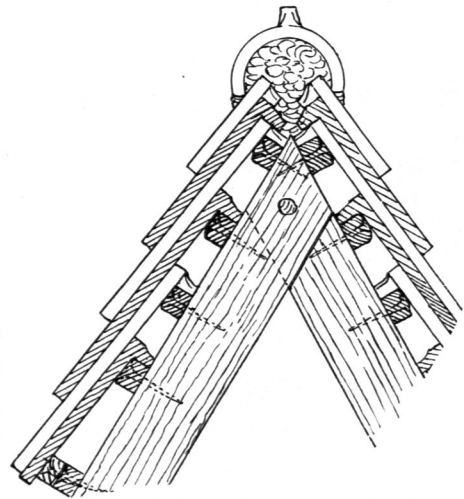


Fig. 221.

Es ist bekannt, dafs am unteren Rande, wie am Dachfirft und bei den Anschlüssen an die Giebel Bruchstücke von Ziegeln nöthig sind, welche heute die Dachdecker durch Hauen ganzer Ziegel sich verschaffen. Im Mittelalter formte und brannte man diese Theile eigens. Um also ein Spitzziegeldach herzustellen, brauchte man (vergl. Fig. 221) für den unteren Rand die Schaufeln *a*, für Anfang und Ende derselben halbe Schaufeln *b*; hierauf von den gewöhnlichen Ziegeln *c* so viele, als eben das Dach erforderte. Am Firft waren zwei kürzere Reihen *d* und *e* erforderlich, welche nicht auf Latten, sondern auf der obersten Reihe der gewöhnlichen Ziegel *c* aufgehängt wurden. Wie nun der Durchschnitt (Fig. 222) erkennen läßt, ist darauf mit Mörtel eine Reihe Hohlziegel aufgesetzt, welche den Firft bildet. Es geht aus diesem Durchschnitt auch hervor, dafs ein solches Dach immerhin 12 bis 15 cm über die Sparrenoberfläche aufrägt, dafs an jeder Stelle, vom unteren Rande abgesehen, die Ziegel dreifach auf einander liegen. Es ist also immerhin noch ein recht schweres Dach, welches mit diesen Deckungsarten erzielt wird. Das auf den einzelnen Ziegel fallende Regenwasser läuft abwärts bis zum Rande.

Fig. 222.



An diesem läuft jedoch ein großer Theil entlang bis zur Spitze und fällt erst dort auf den darunter liegenden Ziegel. Es würde daher am Rande, wenn gewöhnliche halbe Ziegel verwendet würden, ein großer Theil des Wassers gegen den Giebel geleitet und dieser dadurch feucht werden. Deshalb hat man noch besondere Ziegel *f* gebrannt, bei welchen die Spitze vom Rande weg auf die Fläche

des darunter liegenden Ziegels geleitet ist. Für die Grate und Kehlen konnte man Ziegel nicht im Vorrath anfertigen, da sie bei jeder verschiedenen Neigung des Daches verschieden werden mußten und Normaldachprofile nicht existirten.

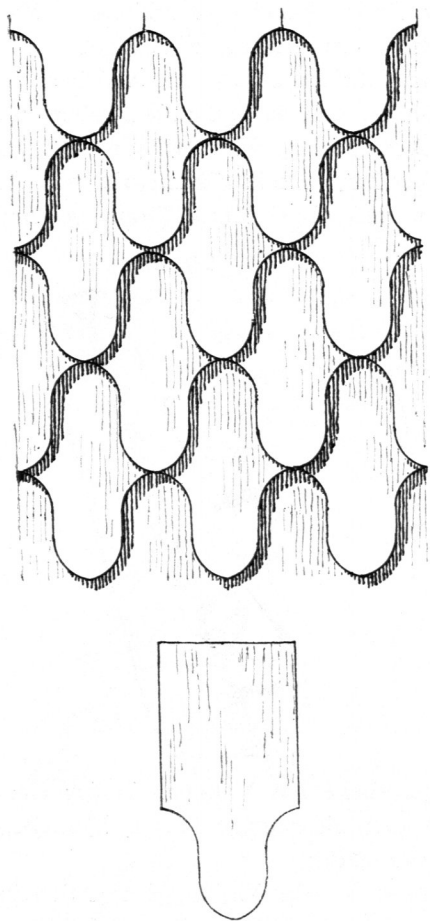
Was die Nürnberger mittelalterlichen Dachziegel besonders auszeichnet, das ist die Sorgfalt der Arbeit. Es ist offenbar der Thon auf das sorgfältigste geschlemmt; denn er ist von jeder schädlichen Beimischung, auch von groben Kieskörnern, vollständig frei und außerordentlich gleichmäßig und fein durchgearbeitet. Die Ziegel sind natürlich in Formen geschlagen, die Nafen sehr sorgfältig aus der Hand modellirt und fest angefetzt, so lange der Ziegel noch in der Form war, so daß durch festes Andrücken die Nase mit der Platte verbunden werden konnte, ohne daß der Ziegel die Form änderte. Sie müssen nicht zu feucht, dagegen mit ziemlicher Kraft in die Form gepreßt und langsam getrocknet worden sein. Wenn sie

etwa halb getrocknet waren, wurde die Oberfläche wieder genetzt und mittels eines Pinsels oder der Hand so vollkommen als möglich geglättet. Dieser Manipulation ist es zu danken, daß alle Poren der Oberfläche ausgefüllt sind und in Folge dessen sich keine Algen und Moose bilden, aber auch kein Schmutz auf die Ziegel setzt, welchen nicht der nächste Regen wieder abwaschen würde. Die Ziegel haben so ihre tiefrothe Farbe bis heute bewahrt, und man kann an ihr jeden mittelalterlichen Ziegel eines Daches von den bei Reparaturen dazu gekommenen späteren Ziegeln unterscheiden, weil alle späteren, auch wenn sie die alte Form beibehielten, weniger sorgfältig gearbeitet und daher schwarz geworden sind.

Die beiden in Nürnberg heimischen Formen von Dachplatten sind nicht an Nürnberg gebunden; sie kommen auch anderswo in ganz ähnlicher Art vor; aber auch unten halbrunde, flachrunde und ganz gerade finden sich. Fig. 223 zeigt die Zeichnung der mit einem Ziegel zu erzielenden Dacheindeckung, so wie den Ziegel selbst, wie wir deren mehrere im Kloster Heilsbronn gefunden haben, der aber trotz der Nähe Nürnbergs schon weit weniger sorgfältig gearbeitet erscheint, als wir dies soeben von den Nürnbergschen gerühmt haben.

Schon aus diesen Beispielen geht hervor, wie vielfältig der Schmuck war, welchen das Dach durch die Form der Ziegel allein erhalten konnte. Nun kam aber noch die Farbe hinzu. Man überzog in einzelnen Gegenden, so in Oesterreich, Tyrol, der Schweiz, Schwaben und Elfsas die Ziegeltheile, welche bei der Deckung sichtbar blieben, mit farbiger Glafur, insbesondere mit Grün, Rothbraun, Gelb und Weiß, und konnte so farbige Streifen, Rauten und Zickzackmuster, so wie ähnliche

Fig. 223.



einfache Teppichzeichnungen auf dem Dache bilden.

Es ergibt sich also aus dem Gefagten, das man im Mittelalter der Erscheinung des Daches große Bedeutung beilegte. Man suchte nun auch durch Ausbildung der Contourlinien, ähnlich wie beim Schieferdache, durch Ornamente mehr Leben zu geben.

Die Firftlinie liebte man recht bewegt; man hatte daher gern die Nasen

der Hohlziegel, so wie deren Verengung, um sie in einander zu schieben. Man liebte aber auch aus besonderen Formen hergestellte ornamentale Firftziegel.

Wir geben in Fig. 224 die Abbildung eines Dachfirftes wieder, welchen wir an einem der ehemaligen Stiftsgebäude des Münsters zu Basel gefunden haben, wo auch die Grate mit weit vorspringenden Krabben geziert sind, während *Viollet-le-Duc* ihn bei *Sta. Fides* zu Schlettstadt gefunden hat. Diese Firftziegel, wie die Gratziegel sind grün glafirt. Die in Fig. 225 u. 226 abgebildeten Gratziegel sind

Fig. 224.

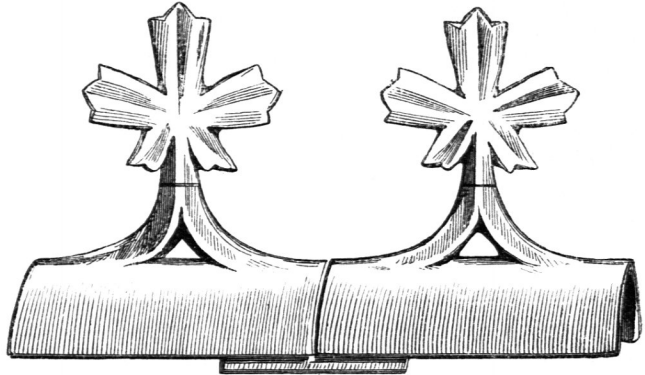
Vom Münster zu Basel und von *Sta. Fides* zu Schlettstadt.

Fig. 225.

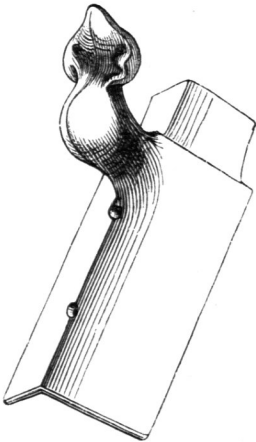


Fig. 226.

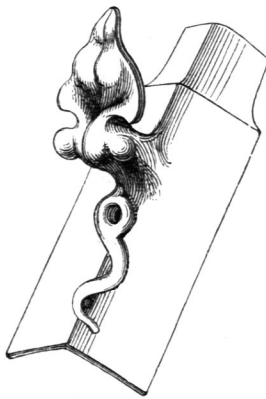
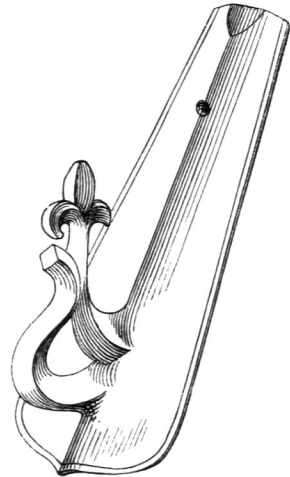


Fig. 227.



aus Schwäbisch-Gmünd, der in Fig. 227 wiedergegebene aus Villingen in das Germanische Nationalmuseum gelangt. Mitunter sind auch eigenartige Thiere, Menschen in schnurrigen Situationen als solche Gratziegel verwendet.

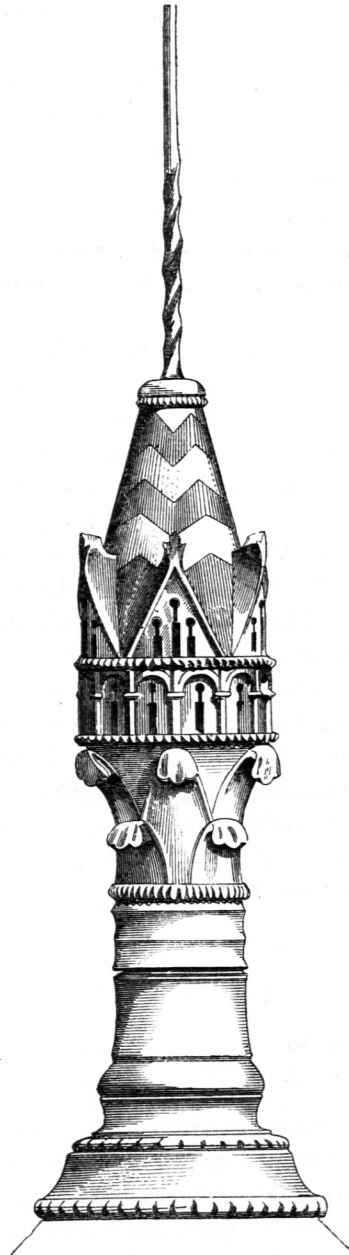
Auch die Spitze der Schöpfe und die Stellen, wo die Firftziegel mit den in zwei Linien aufsteigenden Gratziegeln sich verbanden, bedurften einer besonderen Decke und hervorragenden Markirung. Es ist bei den Metalldächern auf die Windfahnen hingewiesen, welche aus Blei hergestellt an einer lothrechten Eisenstange sich drehten, die an den unteren Theilen reich verziert wurden. Auch aus gebranntem Thon wurden solche hergestellt. Wir geben in Fig. 228 einen Aufsatz aus dem bischöflichen Museum zu Troyes¹⁵⁹⁾. Er ist verschiedenfarbig glafirt und gehört

203.
Firft-
und
Gratziegel.

204.
Schmuck
der
Dachspitzen.

¹⁵⁹⁾ Nach: *VIOLLET-LE-DUC*, a. a. O., Bd. 5. Paris 1861. S. 274 u. 277.

Fig. 228.

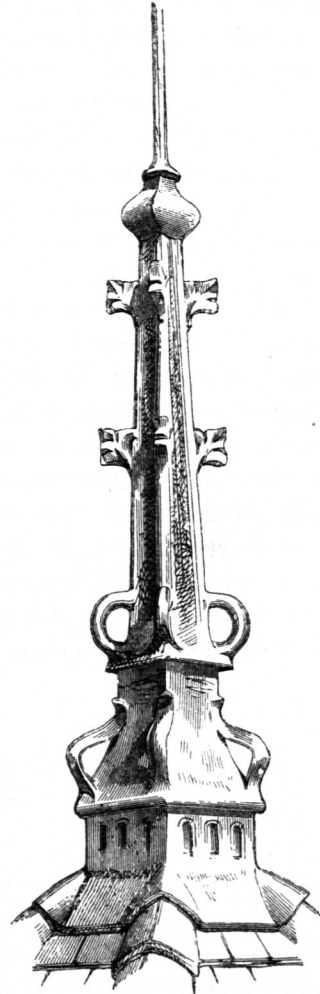


Dachaufsatz im bischöflichen Museum
zu Troyes¹⁵⁹⁾.
 $\frac{1}{10}$ n. Gr.

dem XIII. Jahrhundert an. Der obere Theil ist durchbrochen, so das man ihn für einen Schlotaufsatz halten könnte. Er ist natürlich aus mehreren Stücken zusammengesetzt. Dem XV. Jahrhundert gehört ein gleichfalls aus mehreren Stücken zusammengestellter Aufsatz an, welchen *Viollet-le-Duc*, als in Villeneuve-l'Archevêque befindlich, veröffentlicht (Fig. 229¹⁵⁹⁾.

Die beiden letzteren Stücke sind also französischen Ursprunges. Alle solche verzierten Theile der Ziegeldächer sind bunt glazirt und finden sich nur in Gegenden, wo auch die Glazur der Ziegel selbst hergebracht war. Die Eindeckung mit glazirten Ziegeln bedingt eine gewisse Größe der Dachflächen; wo diese durch viele Dachfenster durchbrochen und belebt sind, kann sich kein Muster entwickeln, und man verzichtete auf die Glazur. Man wollte aber auch da die Fähnchen und Spitzen zur Belebung der Contouren. In Nürnberg, wo glazirter Schmuck der Dächer nie hergebracht war, hat man daher um dieselbe Eisenstange, welche bei Fig. 228 u. 229 die Grundlage bilden musste, einen conischen, unten noch ausgeweiteten kupfernen Stiefel gelegt, welcher auch die Firft- und Gratziegel deckte und oben eine Kugel trug, aus welcher dann die Stange

Fig. 229.



Dachaufsatz in Villeneuve-
l'Archevêque¹⁵⁹⁾.
 $\frac{1}{10}$ n. Gr.

sich sichtbar erhob, an der sich eine kupferne Windfahne drehte.

Zur Ausstattung der Dächer tragen die Dachfenster wesentlich bei, welche theilweise in kleinen Mafsen, namentlich in den oberen Theilen der Gebäude, angelegt sind, theilweise als Thürmchen mit schlanken Spitzen ausgebildet wurden, so das sie mit ihren Wetterfähnchen die Erscheinung des Daches ungemein lebendig machten. Gerade diese thurmartige Ausstattung gab Veranlassung, das der Ziegel-

decker seine Kunstfertigkeit in den Graten und deren oberem Zusammentreffen zeigen konnte, wenn er sie schön spitz zusammenschneiden liefs, bis der kupferne Stiefel der Windfahne mit feiner Kugel sie abschlofs. Auch für die Bleiarbeit bei Schieferdachungen bot sich ein reiches Feld zur Entwicklung einer frischen freien Phantasie, und wenn dieselbe auch selten so weit ging, wie uns das Beispiel in Fig. 216 sie entwickelt zeigt, so waren doch in Frankreich und in den Rheinlanden recht schöne Arbeiten angefertigt worden, und manches zierliche Stück erfreut uns noch heute, wenn wir uns auch fragen müssen, ob die Erneuerung, in welcher wir es vor uns sehen, auch thatsächlich nicht blofs in der Form, sondern auch in der Technik und den Metallstärken richtig ist. Ueber die Formen monumentaler Dachfenster haben wir bereits in Art. 170 (S. 203) gehandelt.

Mafsgebend für die Erscheinung der Dächer sind endlich auch die Schlotte, so weit sie über die Dachfläche hervortreten. Es sind solcher Endigungen allerdings, mindestens in Deutschland, recht wenige auf unsere Zeit gekommen. Wenn wir in Fig. 37 (S. 62), 44 (S. 69), 84 (S. 109), 89 (S. 114) u. f. w. Schlotmündungen gezeichnet haben, so sind dies eben Reconstructions, und es fragt sich insbesondere, ob sie so hoch waren, als sie im Verhältnisse zum Dache gezeichnet sind, um gut zu ziehen; vielleicht waren sie auch weniger hoch, da unsere Vorfahren weniger darauf sahen, ob der Kamin rauchte. Im Allgemeinen waren sie äufserlich quadratisch oder auch rechteckig. Im Schlosse Enn in Südtirol finden sich solche, welche um sich gewundene Kanten zeigen. Jedenfalls waren die Schlotte ursprünglich oben offen und blofs mit einem leichten vorspringenden Gefimse abgeschlossen. Aber schon früh müssen auch in Deutschland alle möglichen Arten von Abdeckungen vorgekommen sein, durch welche das Eindringen des Regens und das Hereinscheinen der Sonne verhindert wurde, um so die Hauptveranlassungen schlechten Zuges zu beseitigen. In Frankreich und England finden sich reich gegliederte Aufsätze zum Theile schon aus früher Zeit; vor Allem aber sehen wir sie in England aus dem XV. Jahrhundert und aus noch späterer Zeit, so lange sich dort der gothische Stil erhielt.

8. Kapitel.

Die kleinen Architekturwerke.

a) Brunnen.

Noch bleibt uns eine Reihe kleiner decorativer Bauten zu besprechen, deren Zweck mit dem bürgerlichen Leben in Verbindung steht. Zunächst sind es die Brunnen. Uralt ist die Anlage von Cisternen, wo man ausschliesslich auf Regenwasser angewiesen war, so wie das Graben von Schächten bis in solche Tiefe, dafs sich darin nicht blofs das auf die Erde fallende Regenwasser, sondern auch das unterirdisch fliefsende, aus Sand und Gestein sickernde Wasser ansammelte. Die Cisternen sind je nach der Menge des Wassers, welches gesammelt werden konnte und musste, um bis zur nächsten Regenzeit vorzuhalten, mehr oder weniger umfangreiche unterirdische Bauten oder Höhlen, die man der Kühle wegen gern kellerartig unter dem Gebäude ausführte. Sie hatten oben eine Mündung, gleich den Schächten (siehe Fig. 155, S. 163). Von dort wurde es geschöpft. Dies geschah während des Mittelalters mittels Eimern, welche hinabgelassen wurden. Brunnen-schächte mit Mündungen waren allenthalben in Städten und Dörfern auf freien Plätzen und Strafsen, eben so wie in den Höfen der Wohnhäuser. Eine runde Brüstung umgab die Schachtöffnung.